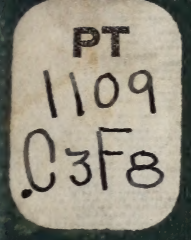
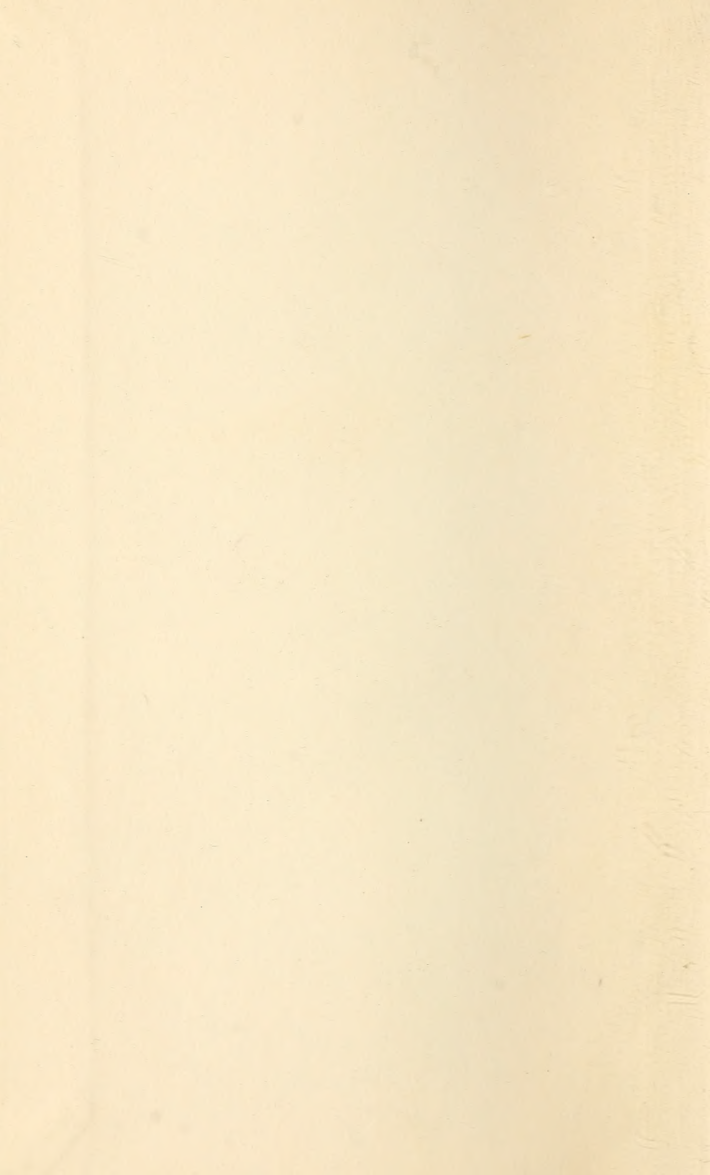



THE LIBRARY OF CONGRESS
1800





Katholische Trösteinsamkeit.

Achtzehntes Bändchen:

Für

stille Sommerstunden.

Geistliches und Weltliches

für

Alt und Jung.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1863.

Katholische

Tröstein samkeit

Achtzehntes Bändchen.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1863.

Für stille Sommerstunden.

Geistliches und Weltliches

für

Alt und Jung.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1863.

Mainz,
Druck von Florian Kupferberg.

Sitz der Weisheit! Bitte für uns!

Eine Marienlegende.



Erstes Kapitel.

Der einfältige Student.

Schon gar lange ist es her, schon sechshundert Jahre und darüber, daß die Geschichte passirt ist, die ich erzählen will.

Einem deutschen Studenten ist sie passirt.

Das war ein gar einfältiger junger Herr, aber adelicher Eltern herzliebes Kind.

Zu Lauingen, einer kleinen Stadt in Schwaben nicht weit von der Donau gelegen, etliche Stunden unter Ulm stand seiner Eltern stattliches Haus. Herren von Bollstädt schrieb sich das Geschlecht; der Jüngling aber, von dem unsere Geschichte handelt, ward Albert geheißen.

Albertus den Großen nennt ihn die heilige Kirche, die ihn als einen Seligen von ihren Kindern verehren läßt.

Auch dazumal schon, als er in Padua ums Jahr 1220 ein junger Student war, nannten seine Mitschüler ihn „den Großen“; er war aber so klein von Gestalt, daß Das nur ein Spott sein konnte, und das sollte es auch sein, denn gar Mancher, der ihm den

Spottnamen nachrief, setzte noch ein anderes Wort hinzu, daß es die Leute auch recht verstehen möchten und sagte: „großer Esel.“

Das hatte seinen Grund darin, daß der junge Herr Albert eben ein gar einfältiger Schüler war. Er mochte sich anstrengen, wie er wollte, alle die Mühe bei Tag und Nacht war fast verlorene Arbeit. Ein durchlöcherter Eimer mag das Wasser nicht halten und ein dürrer Ast nicht grünen, ob auch die Sonne ihn fröhlich begrüße und der Thau des Himmels auf ihn falle und die mütterliche Erde ihre edelsten eigens für ihn bereiteten Säfte und Tränklein ihm zuführe.

Das aber betrübte den jungen Studenten gar sehr, denn er hatte geglaubt und gehofft, ein gelehrter Mann zu werden.

Das Verspotten war er nicht gewohnt. Er hatte gute, fromme Eltern in der deutschen Heimath zurückgelassen, die es nimmer geduldet hätten, wenn ihrem Kinde Uebles widerfahren wäre. Aber draußen in der Fremde, unter den wälschen Leuten da wehrte kein Mensch den Schimpf von ihm ab. Freilich hatte er einen Hofmeister; der aber war ein weltfahrender Mensch, dem sein Schutzbefohlener nicht gar sehr am Herzen lag. Er meinte, das Spotten würde schon aufhören, wenn Albertus die Bücher an die Wand würfe und dafür zum Degen und Saitenspiel greifen und beim Trinkgelage und allerhand Kurzweil unter den welschen Jünglingen sich hervorthun wollte; denn ein adelicher

Junge müsse sich ja nicht gerade unter den Gelehrten finden lassen.

Auf dieß und derartiges Gerede mochte sich Albert nicht einlassen, denn seine fromme Frau Mutter hatte ihn die Furcht Gottes gelehrt und unserer lieben Frau in den mütterlichen Schutz ihn übergeben.

Er stand nun ganz allein in dem fremden Lande und verwand alle Schimpfrede und jeden Spott, damit es die Leute nur nicht ärger machen möchten. Das hätten sie sicher gethan, wenn sie es ihm angemerkt, wie tief in seine junge Seele hinein die Spitze ihrer Stichelreden gegangen.

Aber oft kam er mit hochgerötheten Wangen heim in seine Herberge, und klopfte stürmisch das junge Herz, und so fromm er war und demüthig ergeben in Gottes heilige Führung, so wollte es ihm schwer werden, den Unmuth niederzudrücken und die Gedanken an Rache, die ihn stürmisch umschwirrten, von sich abzuweisen. Hatte er dann gesiegt und war es ihm wieder fröhlich ums Gemüth geworden, und machte er sich auf's Neue über seine Bücher her, so schlich nicht selten die Traurigkeit heran und sah ihm über die Schulter und tief hinab in das Herz hinein, wenn er das Buch zuklappte und sein Gedächtniß fragte, ob es die auswendig gelernte Rede behalte. Das einemal versagte das Gedächtniß alle Antwort, und wenn es je dann und wann eine geben konnte, so hatte der Verstand nicht erfaßt und begriffen, was das Gedächtniß ihm hingeboten.

Es war eine gar bittere Sache um das Studiren, und Herzeleid brachte es dem Jüngling gar viel — und doch nicht zu viel.

Zweites Kapitel.

Der Predigerbruder.

Wenn die fromme Frau Mutter ihr Kind nicht so herzlich beten gelehrt hätte, würde dieses der Traurigkeit ganz anheimgefallen sein.

Aber durch das Gebet wehrte Albert die Traurigkeit immer wieder ab und ward er vor der Verzweiflung bewahrt.

Er gab den Muth nicht auf und hoffte, da doch allem Anscheine nach zum Hoffen gar kein Grund vorhanden war.

Da predigte in Padua der selige Bruder Jordan aus dem Prediger-Orden, ein Deutscher von Geburt. Gar gewaltig war das Wort dieses Mannes, viel Tausende liefen herbei, seine Rede zu hören, und nicht Kleider genug hatten oft die Klöster, um die jungen und alten Leute einzukleiden, die von seinem Worte ergriffen, im Orden der Predigerbrüder um Aufnahme baten.

In meiner deutschen Legende habe ich ein Langes und Breites von diesem Manne erzählt, darum brauche ich hier nichts weiter von ihm zu sagen.

Auch Albert ging in die Predigten des Bruder Jordan, er ging einmal, ein andermal, dann immer wieder.

Denn er konnte Alles merken, was aus dem Munde des seligen Dieners Gottes so fromm und süß und wohltönend und ins Tiefinnerste des Herzens hinein dringend ausging. Und was er gemerkt, das verstand er und konnte darnach wie ein gelehrter Meister davon reden.

Er däuchte sich nicht mehr der einfältige Schüler zu sein.

Kein Wunder, daß es ihm da warm ums Herz wurde und er fröhlich wieder aufathmete, das erstemal wieder seit langer, trauriger Zeit.

Es keimte eine eigene Zuneigung zu dem frommen Glaubensboten in ihm auf, und das Verlangen, auch ein Predigerbruder zu werden, flüsterte aus seinem Herzen heraus, zuerst leise, dann immer lauter, und von Tag zu Tag drängender, bis daß er eines Tages, nachdem er wieder eine Predigt angehört und Alles verstanden und sich gemerkt hatte, frischweg zum Bruder Jordan hintrat und demüthig, aber freudenvoll das heilige Kleid der Brüder Dominikanerordens begehrte.

Der selige Bruder Jordan war gerade General-Oberer des ganzen Ordens und konnte, was an ihm lag, dem Begehren alsbald willfahren.

So ward denn Albert eingekleidet in das weiße Gewand des heiligen Ordens. Er war so unschuldig in seinem Herzen, so rein und jungfräulich in seiner ganzen

Seele, und so ernst in seinen Gedanken, daß ihm dieß weiße Kleid und das schwarze Skapulier darüber gar wohl und würdig anstand.

Nun verfolgte die Welt ihn nicht mehr mit ihrem Spotte. Unter liebevollen Menschen hatte er seine Rast gefunden; sie dünkte ihm der Vorhof des Himmels zu sein. Alle die Brüder, die im Kloster waren, trachteten unter weisen und frommen Meistern nur darnach, in der heiligen Wissenschaft, welche dem frommen Leben die Pfade weist und bereitet, sich auszubilden, und da sieht ein Jeder nur auf sich und seine eigenen Fehler und hat keine Zeit, den hämischen Beobachter am Mitbruder zu machen. Wohl befand sich in der Reihe der Novizen manch' Mitschüler von Albert, der früher die Lauge seinen Spottes über ihn ausgegossen hatte, aber die brüderliche Liebe im Orden und die heilige Ordensregel hatte ihnen und allen Andern jetzt den Mund geschlossen.

Aber eine ganz natürliche Sache konnte auch im Orden nicht ausbleiben, das war der Umstand, daß man keine besonderen Stücke auf ihn hielt, daß man von seinen Fähigkeiten nicht besser dachte, als in der Welt, daß man ihn für einen geringen Bruder ansah.

Aber wie das Gebet, so hatte ihn seine Frau Mutter auch die Demuth gelehrt, und in demüthigem Sinne ertrug er es gerne, daß man nur geringe Arbeiten ihm auferlegte und Dienste, wie sie ein Anderer kaum leisten mochte.

Und immer noch hatte er Hoffnung, mit übergroßem Fleiße zu ersetzen, was ihm an Talenten abging. Muthig schritt er durch die Uebungen des Noviziates hindurch. Er durfte die Gelübde ablegen, aber er blieb ein armer, unwissender, unfähiger Student.

Drittes Kapitel.

Die Erscheinung.

Zwei Jahre lang war es so fortgegangen unter Bitterkeiten und Freuden, in Hoffnung und Niedergeschlagenheit, mit wechselndem Erfolge.

Da brach seine Kraft. Er wurde traurig und wagte kaum mehr zu hoffen.

Es ging etwas in ihm vor. Was? Das konnte von seinen Klostergenossen Keiner erfahren. Denn Albert war so gar sehr schüchtern, daß er sich keinem Menschen anvertrauen mochte, er fürchtete, verspottet zu werden.

Wer die Helferin ist in aller Noth und die milde süße Trösterin der betrübten Menschenherzen, das wußte er wohl. Seine einzige Vertraute war sie, Unsere liebe Frau.

Neun Tage lang betete er zu ihr und begehrte Rath und Hilfe.

Als diese neun Tage um waren, verließ er spät in

der Nacht seine Zelle. Er hatte gewartet, bis alle Brüder tief im Schlafe lagen.

Was hat er doch vor zu so ungewöhnlicher Stunde?

Er steigt hinab in den Garten. Unter den Bäumen an den Gesträuchen vorüber drückt er sich durch bis an die Gartenmauer. Da weiß er unter einem Gebüsche versteckt eine Leiter. Sie zieht er hervor und legt sie an der Mauer an.

Er will fliehen.

Aber bei so unheiligem Entschlusse sollte sein Herz unruhig schlagen, sollte Bangigkeit sein ganzes Wesen erfüllen. Weiß er denn nicht, welche Sünde er auf sein jugendliches Haupt zu legen im Begriffe ist?

Er denkt an keine Sünde. Er ist ganz ruhig, nur unsäglich traurig, weil er so unglücklich ist, aus dem Kloster fliehen zu müssen.

Unter Gebet will er sein nächtliches Werk vollenden. Er knieet nieder auf den Rasen und ruft noch einmal aus tiefstem Herzensgrunde, dem viel bekümmerten, zu Unserer lieben Frau. Er sagt ihr, daß er den heiligen Orden nicht beschimpfen, vor der Welt kein Aergerniß geben, ihr und ihrem göttlichen Sohne niemals ungetreu werden wolle.

Als er dieß Gebet beendigt, will er aufstehen. Aber als er seine Augen erhebt, da schließen sie sich gleich wieder, sie sind geblendet, wie wenn sie in die hellglänzende Sonne geschaut hätten.

Schüchtern schlägt er sie wieder auf, und siehe da,

in wunderbarem Glanze schaut er vier Frauengestalten, die eine schöner als die andere, und so lieblich und wundersam, wie er ein Menschenbild nimmer gesehen.

Zwei treten an die Leiter, wie wenn sie ihm wehren wollten, da hinaufzusteigen.

Er dachte nicht mehr daran. Er blieb auf seinen Knieen. Nur seine Hände hoben sich wie zum innigen Gebete.

Die dritte von den Frauengestalten trat zu ihm heran und sagte:

„Albert, hast du nicht versprochen und gelobt, in diesem heiligen Orden Unserer lieben Frau und ihrem göttlichen Sohne zu dienen? Wie magst du daran verzweifeln, die Last, die dir aufgelegt ist, zu tragen, bis die gütige Hand Gottes sie dir abnimmt? Wohin willst du in der Welt, wo du ohne Führer zu Grunde gehen wirst?“

Albert antwortete:

„Ich will Gott nicht verlassen, aber aus diesem Hause fliehe ich, weil ich ihm nur eine unnütze Last bin.

Ich habe übereilt das heilige Kleid der Predigerbrüder genommen, denn mir fehlt die Wissenschaft, den Glauben zu vertheidigen und die frohe Botschaft des Heiles den Völkern zu verkündigen. Es war eine Eitelkeit von mir, daß ich glaubte, berufen zu sein.

Ich will nicht mehr daran denken und fortan nur darauf bedacht sein, mein eigenes Heil sicher zu stellen. Gott wird mich nicht fragen, ob ich schön gepredigt,

sondern ob ich gut gelebt habe, nicht ob ich gelehrte Bücher geschrieben, sondern ob ich unschuldig gewesen. Zur Vertheidigung des Glaubens, zum Kampfe gegen die Irrlehre wird er Andere erwecken und berufen, mich braucht er nicht und will er nicht. Nur deßhalb fliehe ich und will unter die Einsiedler gehen."

Demüthig hatte er Dieß gesagt und wartete auf eine Antwort. Diese ward ihm auch.

„Albert," sagte das wundersame Frauenbild, „du weißt, daß die heilige Wissenschaft nicht bloß auf den menschlichen Kräften beruht, sondern auch eine Gabe Gottes ist. Du hast um die Erleuchtung noch nicht gebetet. Die Herrin der Welt hat dich lieb. Ihrem Schutze bist du anvertraut. Warum wendest du dich nicht an sie?"

Jetzt sah Albert nurmehr auf die vierte unter den Frauen, die herrlicher, glanzvoller erschien, als die zuvor mit ihm gesprochen und die zwei andern, welche die Leiter bewachten. Mit milder Hoheit stand sie vor ihm. Sie hatte in ihrer wunderbaren Majestät gar nichts schreckhaftes, ihre süßen Augen sahen ihm gütig bis ins Herz hinein, zum Segnen, zur Ausgießung der ihr von Gott verliehenen Gnaden bereit hatten sich ihre Hände erhoben und ausgebreitet.

Wo Unsere liebe Frau erscheint, da flüchtet sich alle Angst und Traurigkeit, da entweicht alle Unruhe und jeder Zweifel, und Friede, Hoffnung, Fröhlichkeit ziehen ein in das begnadete Menschenherz. Wo der Meeres-

stern leuchtet, da legen sich die wildaufgeregten Fluthen und ruhig und sicher gleitet das Fahrzeug über die Abgründe hin.

Albert streckte die Hände nach der Erscheinung aus. Ihm war es jetzt gewiß, daß er erreichen werde, wornach er von Kindheit an gedürstet.

Er begehrte von Maria die Gabe der Wissenschaft.

„Das Feld des Wissens ist groß," erwiderte ihm Unsere liebe Frau. „Willst du Alles wissen? Vergiß nicht, daß der gefallene Engel unseren Stammvater Adam durch den Hochmuth des Wissens ins tiefe Leid gebracht hat."

„O nein, heilige Jungfrau," rief Albertus, „ich will die Geheimnisse des Himmels nicht ergründen, ich will nur jene Wissenschaft, die mich fähig macht, den heiligen Glauben zu vertheidigen."

„Du sollst sie haben," sagte Maria, der Sitz der Weisheit, sie, in welcher die ewige Weisheit Fleisch geworden ist.

„Aber hüte dich, daß du dich nicht aufbläheſt," fuhr sie fort. „Sie wird dir wieder genommen werden, sobald aus ihr eine Gefahr dir droht."

Die Erscheinung war verschwunden. Die Leiter lehnte an der Mauer, Albertus blieb auf seinen Knien.

Lange betete er. Es war ihm so wohl, ach so wohl ums Herz. Was er gebetet, wie er gelobt, gepriesen, gedankt, gejubelt — wer kann es sagen? Die entzückte Liebe ist sprachlos.

Er zog die Leiter von der Mauer und barg sie wieder im Gebüsche — für immer.

Und wie neugeboren betrat der begnadete Jüngling seine Zelle.

Viertes Kapitel.

Albert der Große.

Am anderen Tage, zur gewöhnlichen Stunde waren die Schüler versammelt, Albertus unter ihnen.

Sie hatten eine schwere Aufgabe erhalten für diesen Tag, und ängstlich, ob die Lösung gelungen und der Lehrer befriedigt sein werde, sprachen sie darüber.

Stille, aber leuchtenden Auges saß Albert an seinem Platze,

Der Lehrer kam, die Schüler wurden vernommen. Da gab es einen Tadel, dort eine vernichtende Bemerkung, keiner hatte die Aufgabe verstanden, der Lehrer sah ein, daß sie für ihre Fassungskraft zu schwer gewesen.

Mitleidig hatte er den Albert übergangen; er wollte eben selber daran gehen, die Schüler auf die Spur zu führen, wo die richtige Lösung zu finden, als Albert sich erhob und bat, auch seine Arbeit vortragen zu dürfen.

Wäre die Ordensregel diesen jungen Herzen nicht zu tief eingeprägt gewesen mit ihren Vorschriften des

christlichen Anstandes und der brüderlichen Liebe, sie wären gewiß Alle in ein lautes Gelächter ausgebrochen. So aber gab es nur fragende Blicke, verwunderte Gesichter.

Albertus begann und hoch schauten Alle auf, der Lehrer und die Schüler.

Er schloß, und für ein Mirakel ward es erklärt, daß vor Albertus einmal alle, auch die Ersten und Besten zurückstehen müßten.

Mit Leichtigkeit begriff er, spielend drang er in das Verständniß der schwierigsten Gegenstände ein, was er nur Einmal gehört oder gelesen, das bewahrte treu sein Gedächtniß.

Nur ein einziges Jahr brauchte er, um alle seine Mitschüler zu überflügeln.

Nur wenige Jahre hatte er nöthig, um seinen Lehrmeistern ebenbürtig zur Seite zu stehen, sie zu übertreffen.

Er ward Meister in der Weltweisheit und allgemein nannte man ihn nur den Philosophen.

Diese Thatsache steht nicht einzeln da in der Geschichte der christlichen Kirche.

Zweihundert Jahre später als Albertus, im fünfzehnten Jahrhundert erfuhr der heil. Bernardin von Siena auch eine wunderbare Umwandlung, nicht in seinem geistigen, aber in seinem leiblichen Leben. Er wollte die Laufbahn apostolischer Thätigkeit betreten. Da befiel ihn eine Heiserkeit, die ihn nicht mehr verlassen

wollte, seine Stimme wurde schwach und versagte oft ganz. Der Arzt erklärte, daß er dem apostolischen Berufe entsagen müsse, denn die menschliche Wissenschaft habe ihre Mittel erschöpft, und seine Heilung sei unmöglich. Da begab sich der Heilige ins Gebet, er wandte sich an Maria, die „Helferin der Christen.“ Sein apostolischer Eifer ließ sich durch die Erklärung des Arztes nicht zurückschrecken. Er betete eine ganze Nacht durch. Und seine Stimme wurde hell, klar und sicher, seine Brust so stark, daß sie nicht zu ermüden war. Der heil. Bernardin konnte die apostolische Laufbahn betreten.

Der Dominikanerorden glaubte, das wunderbare Licht, das aus Albertus herausleuchtete, nicht in dem Kloster von Padua eingeschlossen halten zu sollen.

Albertus wurde nach Cöln geschickt, dort die Weltweisheit und die Theologie zu lehren. Er that dasselbe zu Hildesheim, zu Freiburg, Regensburg und Straßburg.

In Paris, wo durch das ganze Mittelalter die berühmteste hohe Schule der Christenheit war, strömten die größten Lehrer zusammen. Auch Albertus wurde dahin berufen. Und welchen Erfolg hatte er? Noch bis auf diesen Tag wird ein öffentlicher Platz und eine Straße nach ihm genannt, das ist die Straße Maubert und la place Maubert. Kein Saal war in ganz Paris groß genug, um die Leute zu fassen, die als Schüler zu den Füßen des gefeierten Lehrers sitzen wollten, und

er mußte seine Vorlesungen auf einem freien, öffentlichen Platze halten.

So umfassend war sein Wissen, daß man es nicht für menschenmöglich hielt, daß er es auf natürliche Weise, durch gottgesegnetes Studium errungen haben könnte. Viele Leute meinten, daß es bei Albertus Magnus nicht mit rechten Dingen zugehe und nannten ihn einen Zauberer.

Zu den Ehren, die er auf den Lehrstühlen erntete, fügte der Predigerorden andere. Albertus ward im Jahre 1236 berufen, nach dem Tode des seligen Bruders Jordan den ganzen Orden zu leiten. Er that es zwei Jahre lang. Auf dem Generalcapitel von Bologna im Jahre 1238 wollte man ihn für immer zum Generalobern erwählen; er bat aber so inständig, daß man ihn damit verschonen wolle, daß die Brüder endlich davon abstanden.

Der Papst wollte ihn zum Bischofe machen; aber er verbat sich die Würde lange.

Der Papst trug ihm auf, durch ganz Deutschland einen Kreuzzug zu predigen; er berief ihn im Jahre 1274 auf die allgemeine Kirchenversammlung nach Lyon, damit er hier für die kirchlichen Interessen eintrete; er zog ihn zu Rathe bei allen wichtigen Veranlassungen.

Im Jahre 1260 hatte Albertus dem Andringen des heiligen Vaters und seiner Oberen nicht mehr widerstehen können, den bischöflichen Stuhl von Regensburg zu besteigen. Aber nach vier Jahren schon erbat er sich die

Freiheit, in seine arme Zelle in Cöln sich zurückziehen zu dürfen.

Seine Studien und sein Lehrberuf fesselten ihn über Alles.

Aber er studirte mit Gebet. Zu den Füßen des Gekreuzigten schöpfte er seine Weisheit und Wissenschaft.

Ueber den Studien vergaß er die Liebe nicht. In Polen hatte das Volk dazumal noch gar wilde Sitten. Man tödtete die kleinen Kinder, die mißgestaltet waren, die man nicht aufziehen wollte. Auch die alten Leute, die ja, wie man so oft sagen hört, bei dem nachwachsenden Geschlechte unwerth sind, fanden oft einen gewaltsamen Tod. Diesem Uebel zu steuern, beauftragte der heilige Vater Albert den Großen. Willig und mit Freude verließ der gefeierte Lehrer seine Bücher und seine Schüler.

Von seiner Milde und Güte wird ein artiges Bild erzählt.

Er hatte einen Automaten verfertigt, ein künstliches Menschenbild, das sich bewegen und auch einige Töne von sich geben konnte. So bewandert war er im Baue künstlicher Maschinen. Der heilige Thomas von Aquin, sein Schüler, schlug das Kunstwerk zusammen. Und nur ein einziges Wort sagte Albertus gütig zu ihm. „Du hast in einem Augenblicke zerstört, was mich jahrelange Mühe gekostet hat.“

Albertus studirte und schrieb und lehrte zur Ehre Gottes. Kein Menschenlob blähte ihn auf, er war

fünfundsechszig Jahre alt geworden und war der gelehrige Schüler Unserer lieben Frau geblieben, die im Garten des Klosters von Padua ihn gewarnt hatte vor der Selbstüberhebung im Dienste der Wissenschaft.

Letztes Kapitel.

Der einfältige Predigerbruder.

Aber Unsere liebe Frau hatte ihm auch gesagt, daß ihm die Gabe der Wissenschaft genommen werde, wenn ihm durch sie Gefahr drohe.

In Cöln war es auf seinem Lehrstuhle.

Von allen Gauen des Vaterlandes und der weiten Christenheit waren lernbegierige junge Männer zusammengeströmt und saßen zu seinen Füßen. Lautlos war es in der weiten Halle. Jedes Wort des Meisters in aller Weisheit und Wissenschaft ward begierig aufgenommen, keines sollte zur Erde fallen.

Glänzend, glänzender als je war der Vortrag des seligen Albertus.

Da hob er das Haupt höher, als er sonst gewohnt war. Plötzlich verstummte er . . . mitten im angefangenen Satze.

Er schaute Unsere liebe Frau.

Er schloß das Buch, beendigte nicht den Satz und nicht die Vorlesung.

Sein Gedächtniß hatte ihn ganz verlassen, er war der einfältige Predigerbruder wieder, der er in Paduà gewesen war.

Hatte er sich in Gefahr begeben? War er daran, sich zu überheben? in dem glänzenden Vortrage sich selbst zu bewundern?

Demüthig beugte er sich unter die Hand des Allmächtigen.

Und er dachte nurmehr darauf, zu einem guten, heiligen Tode sich zu bereiten.

Einsam blieb er in seiner Zelle, die Schüler zerstoben in alle Welt. Andere Lehrer traten an die Stelle des großen Albertus.

Er aber starb zwei Jahre darauf, im Jahre 1282, am 15. Februar, an welchem Tage sein Fest als das eines Seligen in der Kirche gefeiert wird.

Wären wir nicht so eitel und so stolz, Unsere liebe Frau, der Sitz der Weisheit, würde auch uns einführen in die heilige Wissenschaft, und die Gnade uns erbeten, siegreich den heiligen Glauben zu vertheidigen und die frohe Botschaft des Heiles fruchtreich zu verkündigen.

Das eiserne Kreuz.

Eine Erzählung.

Erstes Kapitel

Familiensorgen.

Zwischen hohen Giebelhäusern befinden wir uns in einem engen Hofe und schauen durch ein Fenster in ein gewölbtes Zimmer des Erdgeschosses.

Von der Decke herab hängt eine Lampe und beleuchtet ein Pult. Der übrige Raum des Gemaches liegt im tiefen Dunkel. Nur vom Fenster weg spielt etliche Schritte in's Zimmer hinein das Mondlicht auf dem Boden.

Auf dem Pulte ist ein großes Buch aufgeschlagen. Darüber beugt sich ein kahles Haupt, emsig forschend, dann wieder rasch sich erhebend. In den Augen sehen wir Ungeduld.

Das Haupt gehört einem Manne von etlichen und fünfzig Jahren. Er ist rund und behäbig, die Gutmüthigkeit liegt auf seiner ganzen Erscheinung ausgeprägt. Das Gesicht ist glatt rasirt, Kragen und Brust des Hemdes glänzend weiß, auch die weiße Halsbinde untadelhaft, fein, frischgewaschen. Dagegen ist der Rock ganz abgetragen. Aber es ist ja nur der Comptoirrock des Herrn Georg.

Herr Georg war der einzige Commis des Kaufmanns Ledermann. Von seinem vierzehnten Jahre an hat er auf keinem anderen Comptoir gedient, als auf diesem, zuerst hat er beim seligen Herrn Ledermann seine Lehre gemacht, dann ist er Commis geworden nnd zuletzt hat der junge Herr, als er seinem Vater im Geschäfte nachfolgte, den Commis zum Buchhalter und allmächtigen Minister auf dem Comptoir und in seinem ganzen Handel gemacht.

Herr Georg war eine treue Seele. Ein Hauswesen hatte er nie gegründet, er war kein Mädchenjäger, kein Trinker und Spieler, sein ganzes Interesse nahm die Geschäftsführung im Ledermann'schen Hause in Anspruch.

Er hatte nur vier Ausgänge Jahr aus und Jahr ein, am Sonntag in die Kirche, jeden Tag auf's Comptoir und Abends lustwandelte er auf dem Stadtgraben im Sommer und Winter, bei Sonnenschein, Regen oder Schnee. Nachher trank er sein Glas Bier oder Wein, wie es jedem rechtschaffenen Christenmenschen vergönnt ist, und das von Rechtswegen.

Wo man in reichen Handelshäusern die alten Möbel noch nicht aus den Comptoirs geschafft hat, da kommen noch solche Exemplare von Handlungsdienern vor.

Sie sollen aber seltener werden in dieser Zeit, sagt man.

Diesen Abend war er gar nicht guter Laune, was übrigens selten vorkam.

Er hatte den Herrn Ledermann zu sich gebeten. Zwei- und dreimal hatte sich dieser bitten lassen, bis er kam.

Endlich trippelte er in das Gemach, ein graues Männchen mit klug blitzenden Augen.

„Herr Ledermann," sagte der Handlungsdiener, „mein Buch stimmt nicht mit der Kasse."

„Es kann nichts fehlen," erwiderte rasch der Kaufmann. „War's nur Das, was Sie von mir wollen? Da hätten Sie mich nicht rufen sollen."

Herr Georg zuckte mit den Augenbrauen und biß auf die Unterlippe.

„Bitte, zählen Sie noch einmal nach," fuhr der Kaufmann fort, „und wenn Sie nichts weiter zu verhandeln haben, so wünsche ich Ihnen guten Abend."

„Es sind noch einige Unterschriften zu besorgen..."

„Ich will sogleich unterzeichnen," sagte Herr Ledermann, ohne den Buchhalter ausreden zu lassen.

Jetzt schaute der Handlungsdiener hoch auf, ganz verwundert blickte er seinen Prinzipal an und schüttelte den Kopf.

„Ich wünschte sehr," sagte er, „daß Karl bald wieder gesund wird . . ."

„Ich danke Ihnen, Herr Georg," fiel ihn unterbrechend der Prinzipal wieder ein, während er die vorgelegten Briefschaften unterzeichnete; ich kenne Ihr gutes Herz und Ihre treue Anhänglichkeit an meine Familie. Ich eile sogleich wieder zu dem Kranken, ich hoffe, daß

die Gefahr vorüber ist. Machen Sie jetzt nur auch Feierabend! Gute Nacht, Herr Georg."

Und er eilte weg.

Der Buchhalter sah noch nach der Thüre, als Herr Ledermann schon lange fort war. Und er schüttelte wieder sein Haupt.

Dann machte er sich über die Geldkasse her und zählte Packete und Rollen einmal, zweimal, dreimal. Er konnte sich dießmal nicht geirrt haben.

Aber die Summe stimmte nicht mit seinem Buche.

Nun begann er die Rechnung wieder zu machen, einmal, zweimal, dreimal. Er konnte sich auch hier nicht geirrt haben, denn jedesmal brachte er die gleichen Zahlen heraus. Die Ziffern auf seinem Papiere harmonirten, aber zum Ergebniß der Kasse stimmten sie nicht.

Die Geduld war ihm nicht ausgegangen; aber von der nahen Kirche her schlug es sieben Uhr. Da warf er die Kasse in's Schloß, prüfte dieses, zog den Schlüssel ab und verwahrte ihn sorgfältig in seinem Pulte. Den Pultschlüssel steckte er zu sich.

Als er den Arbeitsrock auszog, murmelte er etwas vor sich hin, und dieses Gebrumm hatte nicht aufgehört, als er die Hände gewaschen, den schönen Rock angezogen und Stock und Hut genommen hatte.

Die Lampe war gelöscht; Herr Georg am Gehen. Schon streckte er die Hand aus nach dem im Mondlicht auf der dunkeln Thüre glänzenden Messingschlosse, da ging er nochmals an die Kasse und sein Pult und prüfte,

ob Alles wohl verschlossen sei. Dann erst verließ er das Comptoir und das Haus.

Wir steigen zwei Treppen höher und treten in ein Gemach, das wie das Comptoir gegen den Hof hinaus liegt.

Die Lampe ist hier tief verhängt; wir sind in einem Krankenzimmer.

Unruhig wälzt sich auf seinem Bette Karl, der Sohn des Handelsherrn, ein Jüngling von zwanzig Jahren.

Still war er dagelegen, tief verhüllt, solange der alte Herr an seinem Bette gesessen war. Seit dieser dem dringenden Verlangen des Buchhalters gefolgt war, hatte sich des Kranken eine Unruhe bemächtigt.

Es war Bangigkeit, die quälend über ihn kam, und Ungeduld.

Daß ein junger Mensch von zwanzig Jahren ungeduldig ist, wenn ihn eine Krankheit an's Lager fesselt, begreifen wir. Aber warum ist ihm plötzlich so bange geworden im Gemüthe?

Die Krankheit hatte keine Schuld daran; wenigstens nicht die leibliche Krankheit.

Dem Unruhigen, Ungeduldigen wurde ein Glas Himbeersaft gereicht. Das sollte ihm Kühlung bringen.

Die Hand, die gütig ihm den Labetrunk reichte, gehörte der Martha.

Das war freilich eine Martha, wie der Herr Georg ein altes ausgenutztes, gar liebes Möbel des Handelshauses, eine klare, gerade, kreuzbrave, grundehrliche

Person, robust, arbeitsfreudig, oder sagen wir geradezu schaffig, das drückt's noch besser aus, einfältig im Sinn, demüthig im Herzen, eine treue Seele, die für ihren Karl durch ein Feuer gegangen wäre.

Man darf schon sagen, daß es ihr Karl gewesen, obwohl sie nur die Magd im Hause war.

Ein Würmlein von etlichen Wochen war dieser Karl vor zwanzig Jahren, als der Tod am Ledermann'schen Hause nicht vorüberging, und auf seiner kurzen Einkehr ein Opfer mit sich nahm, das dem Handelsherrn fast das Herz abdrückte. Er hätte sich keinen Augenblick bedacht, all' sein Gut dahin zu geben, wenn der Tod sich seine Opfer abkaufen ließe. Aber so mußte er es mit ansehen, wie das liebe Auge seiner süßen Hausfrau brach, und als er über die traute Gestalt sich hinbeugte, da war unter seiner sorgsamen Hand das Herz stille, ganz stille geworden, und die noch vor einer Viertelstunde mit der warmen Liebe der Jugend nach ihm und nach dem Kinde die Arme ausgestreckt, die lag nun so stille da und so bleich und wurde immer kälter und starrer, bis man sie hinaustrug aus dem Hause, und in diesem der Handelsherr allein zurückblieb mit einem wimmernden Kinde.

Damals kam die Martha in's Haus.

Sie war eine Jungfrau von zwanzig Jahren.

Das Herz im Leibe that ihr so bitter weh, als sie den Jammer in dem reichen Hause erschaute. Sie gelobte sich nichts, aber mit ihrer ganzen Persönlichkeit war sie in den Jammer des Hauses eingegangen, und

als ob sie die Mutter des Kleinen wäre, so gab sie in seinen Dienst, in seine Pflege und Erziehung mit aller zarten, aufmerksamen Sorge sich hin.

Das einfache Mädchen vom Lande, das bei seinen guten Eltern glücklich gewesen war von den ersten Morgenstunden seines Lebens an, das von Herzeleid und Kümmerniß niemals etwas erlebt, hatte nie erfahren, was das Herz für ein quälend Ding sein könne. Jetzt hatte es auf Einmal so laut gesprochen und so dringend und gebieterisch seine Forderung gestellt, daß Martha wie mit tausend unzerreißbaren Banden an das Kind sich gefesselt fühlte, gerade als ob dieses aus ihr selbst herausgewachsen wäre und seine Wurzeln ihr noch tief drinnen im jugendlichen Herzen die Heimath und mütterlichen Boden hätten.

Wovon das Herz oft übervoll wird in den Frühlingstagen der Jugend, von der Liebe Lust und Leid, auch davon hatte die Martha niemals nichts erfahren. Und auch seit ihrem zwanzigsten Jahre hat sie an solche Dinge nicht gedacht, und sind diese selbst ihr nicht nahe gekommen. Sie sind an ihr vorübergezogen, weil sie da ein verschlossenes Thor fanden.

Das Menschenherz braucht eine Liebe, irgend eine ganz gewiß.

Viele Herzen hütet der liebe Gott mit ganz besonderer Sorge und spinnt die Fäden zwischen ihnen und seinem Herzen so fest und läßt sie so farbenreich erglänzen, daß es ihnen nimmer in den Sinn kommt, nach den Gau-

kelbildern der Welt einen thörichten Blick zu werfen und von den Wonnen der Kindschaft Gottes sich loszureißen.

Andere läßt Er durch den Schutzengel frühe einen bestimmten, festen und sicher eingehegten Weg führen, daß sie mit einem Berufe vollauf beschäftigt, keine Zeit haben, fürwitzig zu sein nach den Dingen, welche in dieser Welt Lust und Leid in die Menschenleben hineinstreuen.

So hat Er es mit der Martha gemacht. Ihr Herz blieb stille stehen bei dem Kinde in der Wiege, dem sie als dienende Magd eine Mutter sein sollte. In der Kinderstube war ihre ganze Welt eingeschlossen. Da hätte es draußen an die Fenster klopfen dürfen, daß sie aufmerksam werden sollte auf süß verlockende Töne, sie hätte nicht aufgeschaut, und ob eine ganze Welt in bunten Gestalten durch die Straßen der Stadt sich gedrängt hätte, winkend und einladend zur Theilnahme am fröhlichen Feste des Lebens: Martha hätte das Kindlein in die Arme genommen und mit ihm gesprochen, gescherzt und gespielt und gebetet, gar nichts merkend von all' Dem, was vor den Fenstern und auf den Straßen schwirrte und summte und wieherte in lauter Lust oder in schmerzlichen Tönen jammerte und sein Leid, das selbstgeschaffene in den fröhlichen, unbesonnenen Reigen hinein klagte.

Ueber zwanzig Jahre diente sie jetzt schon im Hause, immer eine frische, schmucke Magd mit ihren rothen Wangen und klaren Augen. Der Knabe war groß geworden, sie sagte nicht mehr „Du“ zu dem jungen Kaufherrn, aber ihre treue mütterliche Liebe hatte in nichts

an ihrer ersten Wärme verloren und wie sie ihn als Kind auf ihren Armen in zärtlicher Sorge getragen, so war sie auch jetzt noch ängstlich bekümmert, wenn ihm irgend etwas zugestoßen war.

Also auf dem Krankenbette lag der Herr Karl.

Was ihm doch nur fehlen mochte?

Martha fragte darnach nicht, diese Sorge ließ sie seinem Vater und dem Arzte über; ihr war es genug, daß er über Schmerzen klagte.

Karl wollte den Trank nicht nehmen. Geduldig hielt ihn Martha hin. Karl wälzte sich herum, ohne sie anzuschauen.

„Was ist es doch?“ fragte sie endlich.

Statt einer Antwort stieß er einen unmuthigen Seufzer aus.

„Komm', seien Sie ein Mann, überwinden Sie Das,“ redete Martha zu. „Wollen Sie doch einen kühlenden Trunk nehmen.“

„Ich habe keinen Durst,“ rief er.

Aber als sie nicht nachließ mit freundlicher Bitte, da gestand er, daß es ihm so bange um's Herz sei und daß es ihm die Brust zusammenschnüre und wie ein schwerer Stein darauf drücke....

Woher das gekommen, davon sagte er nichts. Die Martha hatte gerne einen frommen Spruch im Munde.

Da im Krankengemache die Lampe, wie gesagt, verhüllt war, so fiel das Mondlicht durch die Scheiben herein. Das Portal der Kirche war helle beschienen. Auf ihm glänzte ein großes eisernes Kreuz.

Wie oft schon hatte Martha seit den zwanzig Jahren ihre Andacht zu diesem Kreuze hinüber gerichtet und die Augen ihres Zöglings, als dieser noch ganz klein war, den lieben Heiland am Kreuze suchen lassen.

„Herr Karl," sagte Sie jetzt, „schauen sie doch auf, wie das Kreuz drüben so helle glänzt. Vom Herrn wird der Trost kommen ...."

„Warum denn nur von Diesem?" unterbrach eine fremde Stimme die Rede der Martha.

Rasch hob der Kranke den Kopf.

In die Krankenstube war ein junger Mann getreten.

„Vetter!" rief Karl und seiner Stimme merkte man es an, wie ihm etwas schwer auf dem Herzen liegen mußte.

Martha schwieg beleidigt.

Diesen Menschen mochte sie nicht leiden, er führte immer so gottlose Reden im Munde.

Dem Vetter folgte auf dem Fuße der Kaufmann.

In seiner übergroßen Sorge fragte dieser freundlich seinen Sohn nach dem Befinden.

Im Tone der Rede lag die ganze liebevolle Güte des Vaterherzens ausgedrückt. Karl bemerkte in seinem Vater keine, nicht die mindeste Veränderung gegen sein Benehmen, als er das Krankengemach verlassen hatte.

Da war auf Einmal der Stein weggewälzt von seinem Herzen.

Der Vater hatte seine Hand ergriffen. Karl erhob sich im Bette. Frei athmete seine Brust.

„Ich bin, glaube ich, gesund geworden,“ sagte er.

Fröhlich umarmte ihn sein Vater.

„Das wird von dem Kreuze drüben kommen,“ flüsterte der Vetter zu Martha hin.

Spät in der Nacht, ehe Martha zur Ruhe ging, kniete sie am Fenster und hob betend ihre Hände zu dem Kreuze auf dem Kirchenportale hinüber.

„O Herr, beschütze ihn mit deinen Armen!“ Das waren die Worte, mit denen sie ihr Gebet an diesem Tage schloß.

Karl schlummerte ruhig, wie ein Gesunder.

Auch den Handelsherrn drückte keine Sorge.

Der Vetter war, ich weiß nicht wo.

Aber unruhig träumte der Herr Georg. Ihm lag seine Kasse quälend im Sinne.

Zweites Kapitel.

Das Genesungsfest.

Herr Georg war pünktlich. Mit dem Schlag acht Uhr stand er jeden Morgen vor dem Ledermann'schen Hause. Wenn die Uhr ausgeschlagen, hatte er Hut und Stock abgelegt, den Arbeitsrock angezogen und stellte sich an seinen Pult.

Aber immer war der Herr Ledermann vor ihm da. Dieser war nicht pünktlicher, begann aber die Arbeit schon früher.

Nur heute kam ihm der Buchhalter zuvor; so war es auch in den letzten Tagen gewesen, seit der Herr Karl krank war.

Als der Herr Georg sich wieder einmal allein sah, schüttelte er den Kopf, gerade so wie er gestern Abend gethan hatte.

Er brummelte etwas, aber es war nicht zu verstehen.

An seinem Pulte schaute er das Schloß an, gar aufmerksam, wie ein Mensch, der einmal von einem Mißtrauen nicht mehr loskommen kann. Vorsichtig drehte er den Schlüssel und öffnete.

Keine Miene verzog er. Aber wie ein geübter Polizei-Commissär blickte er in seinen Pult. Er mußte da gestern besondere Vorkehrungen getroffen haben, um in Erfahrung zu bringen, ob der Kassenschlüssel nicht von seiner Stelle gerückt worden sei in der Nacht. Hart an seinem Bart lag eine Scheere, ein altes Federmesser leistete ihm an seinem Kopfe Gesellschaft, am Griffe klebte ein klein wenig Wachs. So hatte er den Schlüssel gelegt, so lag er noch, das Wachs war nicht verrückt, der Schlüssel konnte während dieser Nacht nicht berührt worden sein.

Außer diesem einen Kassenschlüssel gab es nur noch einen andern; diesen trug der Herr Ledermann immer bei sich.

Vom Pult ging Herr Georg zur Kasse. Da lagen alle Rollen mit Silber und die Säckchen mit Gold und die Päckchen mit Papiergeld gerade so, wie er sie gestern

Abend verlassen hatte; keines weniger, aber auch keines mehr. Wieder zählte der Buchhalter und wieder fand er den nämlichen Abmangel, wie er ihn schon verzeichnet hatte.

Er schüttelte den Kopf, weiter konnte er nichts thun.

Aber einen sonderbaren Blick warf er an das Gewölbe hinauf. Die Stirnhaut und die Augenbrauen zog er schraff an und kniff die Unterlippe ein.

Droben ging es eilig hin und her. Es waren fröhliche Tritte.

Herr Karl war aufgestanden; er fühlte sich ganz wohl. In kürzester Zeit war er, wie man sagt, gestiefelt und gespornt.

Der Vater fiel ihm um den Hals, er hätte fast auch die Martha umarmt, so zärtlich war er und so fröhlich ausgegossen in seiner Vaterfreude über den wiedergenesenen einzigen Sohn.

Der Buchhalter wäre geradezu mürrisch geworden, wenn er den Auftritt mitangesehen hätte.

Nicht, daß er an den Herrn Karl nicht anhänglich gewesen wäre; nein, nein. Er hatte ihn oft auf seinen Knieen geschaukelt, bei jeder Gelegenheit ihm Freude gemacht, mit hingebender Liebe den aufwachsenden Jüngling in die Geheimnisse der Handelschaft eingeführt. Er ehrte in ihm seinen künftigen Prinzipal, er liebte ihn als den Sohn seines jetzigen Brodherrn.

Aber seit einigen Monaten schüttelte er den Kopf, wenn er den Herrn Karl das Comptoir verlassen sah,

er hatte den Kopf geschüttelt, wenn er an ihm auf der Straße vorbei war. Er schüttelte den Kopf, wenn er an ihn dachte.

In diesem Augenblicke runzelte er sogar die Stirne und zerbiß sich die Unterlippe. Er dachte an den Herrn Karl.

Er ging aber an seine Arbeit.

Da trat die Martha ins Comptoir und überreichte ihm einen Zettel.

Er trat an die Kasse; Martha folgte ihm.

Er nahm eines der Goldsäckchen heraus und gab es ihr.

Sie schaute wie verwundert in die Kasse hinein.

Der Blick war dem Buchhalter aufgefallen. Es zuckte etwas auf seinem Gesichte.

Aber er sagte zu sich selber: „Bist ein Narr, was magst du auch einen solchen Gedanken haben.

Als Martha fort war, trug er in sein Buch ein: Herrn Ledermann auf das Privatconto hundert Napoleons. —

„Kommt der Vetter bald?“ rief der alte Herr Ledermann der Martha entgegen, als diese mit dem Geldsäckchen eintrat.

„Er wird sogleich da sein,“ war die Antwort.

„So Karl, da hast du etwas,“ sagte der Vater, ihm die blanken Goldstücke auf dem Tische ausschüttend. „Das ist zu deiner Wiedergenesung. Hast mir viel Angst

und schweres Herzeleid gemacht. Gottlob, daß es vorüber ist."

Die Augen des jungen Mannes leuchteten. Er küßte dankbar seinen guten Vater.

Der Vetter kam. Der alte Herr umarmte ihn.

„Ihr macht eine Landpartie," sagte er, „der Himmel ist blau, die Luft rein, in Feld und Wald duftets von Blüthen. Kinder, seid von Herzensgrund vergnügt. Es wird dem Karl gut thun. Geht auf die Berge, streift durch die Wälder, und wenn's Mittag wird, wißt ihr ja, wo man gut speist. Geht in Gottes Namen."

So thaten sie.

Aber ob in Gottes Namen?

Der Martha war es widerwärtig gewesen, als sie zum Vetter geschickt wurde. Es wollte sie schaudern, als er eintrat.

Und doch war sie unsäglich glücklich, daß der Herr Karl wieder so frisch und fröhlich sich fühlte, in der erquickenden Frühlingsluft sich schon vergnügen durfte, nachdem sie noch gestern Abend so schmerzlich um ihn bekümmert war.

Aber der Tage sind nicht zu viele, wo vom Frühroth bis zum abendlichen Sternenschein gar keine Wolke an der Sonne vorübergeht.

Auch an dem Sonnenlichte ihres Glückes ging eine Wolke vorüber. Sie war recht düster und schwarz.

Es war Zeit, daß sie den Vetter bald aus den Au-

gen bekam, denn so lange sie ihn in der Nähe hatte, wollte die Wolke immer düsterer werden.

Der alte Herr wurde fast kindisch vor Freude, als Karl so rüstig die Treppe hinabschritt. Er hätte das kaum für möglich gehalten.

Aber das Gesicht des Herrn Georg wurde ganz finster, als er durch das Geräusch der zugeschlagenen Hausthüre aufmerksam gemacht, durch die Scheiben blickte und Arm in Arm den Herrn Karl mit dem Vetter über die Straße gehen sah.

Zwei Hunde, prächtige Bulldoggen, sprangen um Karl herum, an ihm hinauf und wedelten, wie wenn sie auch ganz glücklich wären, daß er dem Leben und der Gesundheit wieder geschenkt sei.

Mit Gewalt mußten sie zurückgetrieben werden.

„Dieser Vetter!“ murmelte Herr Georg.

Wer war denn dieser Vetter!

Wenn man den Herrn Georg gefragt hatte, so würde man ein sauberes Bild von dem Vetter erhalten haben.

Ihm zufolge war er ein Faullenzer, ein Tagedieb, ein Kaufmann, der nicht von seiner Handelschaft lebte, ein Trinker, Spieler und etwas Anderes noch — ein Lump.

Aber war denn der Herr Georg ein Menschenkenner?

Der alte Herr Ledermann sah seinen Sohn nicht ungerne in der Gesellschaft des Vetters. Dieser war von Amerika herübergekommen. Sein Vater hatte ihn geschickt, daß er sich in den europäischen Verhältnissen aus-

bilde. Vielleicht lag noch etwas Anderes dahinter, daß er ihn nicht bei sich haben wollte.

Und er glaubte eine tiefe, durchdringende Menschenkenntniß zu haben.

Wer von Beiden hat Recht?

„Guten Morgen, Herr Georg," sagte ganz vergnügt der Alte, als er ins Comptoir trat. Zutraulich legte er seine Hand auf die Schulter des Buchhalters und blickte mit diesem durch die Fenster den beiden jungen Männern nach.

„Sehen Sie, wie es wieder so gut geht!" sagte er. „Es ist doch etwas Herrliches um die Jugend, wie sie die Krankheit überwindet und die Kräfte so rasch wieder ersetzt .... Bei uns ist sie vorüber ...."

„Aber jetzt wollen wir wieder arbeiten! .."

Die jungen Männer hatten um die Straßenecke gebogen.

Herr Ledermann nahm seinen Platz im Comptoir ein.

„Jetzt wie steht es mit der Kasse?" fragte er, die Stahlfeder prüfend, die eingerostet war.

„So lange habe ich dich nicht mehr gebraucht?" Aber er warf sie nicht weg, sondern suchte sie wieder rein zu wischen. Ein pünktlicher Kaufmann achtet auch auf seine Federn und jeden Bindfaden und jedes Fetzchen Papier.

Georg legte seine Bücher vor. Beide Herren gingen sie durch. Es war Alles richtig eingetragen, Einnahmen und Ausgaben.

„Und Sie sind sicher, in der Kasse recht gezählt zu haben?“

„Ich habe fünfmal gezählt, und jedesmal fehlten 1500 Gulden.“

„An was denken Sie dabei?“

„Es ist mir rein unerklärlich.“

„Erklären lassen muß sich die Sache. Freilich wie?“

„An einen Diebstahl .....“

„Was fällt Ihnen ein? Wer soll der Dieb sein?“ unterbrach ihn rasch der Prinzipal.

„Ich kann keinen Verdacht haben.“

„Das Haus ist die ganze Nacht geschlossen. Die Fenster sind vergittert, die Eisengitter sind fest ...... Aber schauen wir nach.“

Sie prüften die Hausthüren, die vordere und die in den Hof führte, sie waren fest, die Schlösser in Ordnung. Sie untersuchten die Kreuzstöcke, die Eisengitter, keines war durchsägt, die Fenster und Läden schlossen vollkommen.

„Ein Einbruch hatte nicht stattgefunden, zudem war das Schloß der Kasse zu unversehrt; mit Gewalt konnte es nicht geöffnet worden sein.“

„Ueberdies hätten Phylar und Pakan Laut gegeben und den Einbrecher gestellt,“ sagte Herr Ledermann.

Die Stirnhaut bei Herrn Georg zuckte wieder, seine Augen funkelten, er biß sich wiederholt in die Unterlippe.

Er dachte an den sonderbaren Blick Martha’s.

Aber er sagte: „Im Hause ist auch kein Dieb?“

„Wer sollte um Gotteswillen der Dieb im Hause sein? Es ist ja Niemand da als Karl und ich und Martha. Und Martha ist treuer als Gold.“

Wie doch die Leute gerne so rasch mit ihrem Urtheile fertig werden.

Es entstand eine Pause.

Herr Ledermann stützte das Haupt auf die Hand, stille nachsinnend.

Da trat der Postbote ein und brachte Briefe.

Diese gaben Stoff zu anderer Arbeit. Die Berathung über den geheimnißvollen Abmangel in der Kasse wurde ausgesetzt.

Aber daß die Sache den Kassier wurmte, versteht sich von selbst. Es stand ja am Ende seine eigene Ehrlichkeit auf dem Spiele.

Und doch zweifelte Herr Ledermann nicht im Geringsten an ihm. Dieses Mannes klare Stirn hatte ihm noch niemals eine Wolke in Schatten gestellt.

Ueber eine Weile legte der Buchhalter plötzlich die Feder weg. Das Zucken in seinem Angesichte hatte sich wieder eingestellt. Er stützte das Kinn auf beide Hände.

Wie wenn er plötzlich einen Entschluß gefaßt hätte, ging er zum Herrn Ledermann hin und flüsterte diesem etwas in das Ohr.

Auch Herr Ledermann legte die Feder weg und hörte aufmerksam zu, ganz aufmerksam.

„Ich thu's ungern,“ sagte er, als der Buchhalter fertig war; „ich kann nicht daran glauben, es ist eine

Sünde, auf diese Weise mit einem Menschen zu spielen . . ."

Der Buchhalter redete auf's Neue. Ihm war an dem Erfolge seines Vortrags offenbar sehr viel gelegen; er wurde ganz warm, er wurde leidenschaftlich. Den ruhigen, gutmüthig stillen Mann, der er war, hätte man nicht mehr in ihm erkannt.

„Ja aber wie denn es anfangen, Herr Georg?" fragte der Kaufmann, da er seinen Widerpart mit Gegengründen nicht mehr aus dem Felde schlagen konnte.

Der Buchhalter flüsterte auf's Neue.

„Halt!" sagte Herr Ledermann. „Ich sollte ohnedies eine Reise machen, die mich über Nacht auswärts hält."

Und als ob er sich scheute, vor sich selbst oder vor einem unsichtbaren Lauscher, in den Gedankengang seines Buchhalters eingetreten zu sein, sprach er so leise, wie dieser, und als er geendigt hatte, verließ er rasch das Comptoir.

Wie eine Lerche sang unterdessen die Martha. Sie ordnete das Krankenzimmer. Die Fenster hatte sie weit aufgesperrt, daß die Morgenluft frisch eindrang und die bösen Dünste verscheuchte.

Wie eine Lerche sang sie. Da der Herr Karl wieder gesund war, hatte sie eine besondere Sorge nicht mehr auf dem Herzen. Der Vetter war ihr aus den Augen, und so dachte sie weiter nicht mehr an ihn.

Eine steinalte Mutter hatte sie noch. Aber diese war

versorgt und machte ihr sonst gerade auch keinen Kummer. Auf dem Dorfe hatte sie ihr Leibgeding bei einem Sohne, dem Bruder der Martha. Dieser hatte ein braves Weib, das der Schwiegermutter nichts abgehen ließ. Und der Konrad war auch allzeit ein wackerer Sohn gewesen, der in Treue die alten Tage der Mutter nicht nur nicht trübte, sondern mit kindlich frommem Sinne sie zu erheitern aufrichtig bemüht war.

Was sollte das Gemüth der Martha also niederdrücken? Ich wüßte nicht was. Wer so betet, wie diese Jungfrau, wer wie sie ein so lebendiges Vertrauen hat auf das Hereingreifen der göttlichen Vorsehung in unsere kleine Menschenwelt, der kann fröhlich sein alle Tag' und Stunde, und warum sollte sie nicht wie eine Lerche singen heute, da der Vogel, den sie so treu gefüttert und so mütterlich verpflegt, heute wieder zum erstenmal aus dem Käfig geflogen war und seine Schwingen in reiner Luft und hellem Sonnenlicht badete?

Den Kehrbesen in der Hand stand sie am Fenster. Ihre Augen fielen unwillkührlich hinüber auf das eiserne Kreuz über dem Kirchenportale. Ein Stein fiel dort gerade herunter. Die Leute, die vorübergingen, erschraken, schauten auf, gingen aber vorüber.

Dieser herabfallende Stein hat wohl mit unserer Geschichte nichts zu schaffen.

Wenigstens dachte Martha nicht daran.

Das gute Mädchen faltete unwillkührlich die Hände und sagte betend: „Du getreuer Herr Jesu Christe, ich

habe auf dich vertraut in der größten Noth, und du bist unser Retter geworden, unser Helfer und süßer Heiland."

„Martha!" rief es. „Martha!"

Sie machte schnell ein Kreuz, lehnte den Kehrbesen in die Fensternische und eilte hinab zum Herrn Ledermann.

„Du mußt mir diese Reisetasche zusammenrichten," sagte er.

„Der Herr Ledermann verreisen?" fragte sie.

„Ja," war die kurze Antwort.

„Gottlob," plauderte sie weiter, „daß Sie jetzt wieder sorgenlos fort können. Man hätte Sie bald nicht mehr erkannt, so hat Sie die Sorge und die Angst herabgebracht. Aber jetzt ist ja wieder Alles gut; die Reise wird Ihnen eine Wohlthat und Erquickung sein."

Herr Ledermann antwortete nichts. Aber es wurde ihm warm um das Herz.

Wie er die Martha so vor sich sah, so ganz wie sie allezeit gewesen war in den zwanzig Jahren, da war er daran, aus der Rolle zu fallen.

Er schlug sich an die Stirne und sagte unmuthig zu sich selbst: „Schäme dich!"

Aber fünfzehn hundert Gulden Abmangel in der Kasse ist auch für ein wohlhabendes Handlungshaus ein Ereigniß.

Und wo die Geldgeschäfte anfangen, da hört die Gemüthlichkeit auf.

Er schlug sich nicht mehr an die Stirne und vollendete, was er begonnen hatte.

Dank den Einflüsterungen seines Buchhalters.

Als die Vorbereitungen zu der kleinen Reise fertig waren, empfahl er der Martha, vorsichtig zu sein, keinen fremden Menschen Abends in das Haus zu lassen, Alles wohl zu verschließen.

Er gab ihr einen Schlüssel. Sie sollte ihn wohl verwahren, sagte er.

Der Schlüssel glich auf ein Haar dem andern, mit dem der Buchhalter diesen Morgen die Kasse aufgeschlossen hatte.

Sie verwahrte ihn gut; aber es kam ihr vor, als ob er ihr bis aufs Herz hinein brennen würde.

Herr Ledermann war am Gehen. Martha trug ihm das leichte Reisetäschchen die Treppe hinab bis unter die Hausthüre.

Hier schaute er ihr noch einmal ins Angesicht, ins offene, klare, Zutrauen erweckende.

„Martha," sagte er, „es geht etwas vor, nimm dich zusammen!"

Sein guter Engel muß noch sehr vernehmlich zu seinem Herzen gesprochen haben, er wäre ja fast aus der Rolle gefallen.

Herr Ledermann war fort.

Martha benützte die Gelegenheit, das ganze Haus von Oben bis Unten einer Reinigung und Lüftung zu unterziehen.

Sie arbeitete rüstig, betete dabei, aber singen konnte sie nicht.

Es drückte sie etwas, sie wußte selbst nicht was.

In derselben Stunde, da Herr Ledermann einen Eisenbahnzug bestiegen hatte, fuhr ein Tilbury aus der Stadt. Die zwei jungen Männer saßen darin.

Das Tilbury ging durch Wälder und Felder.

Die Luft war weich, die Sonne schien nicht zu heiß, die Vöglein sangen in den Büschen und auf den Bäumen und jubilirten fröhlich über Berg und Thal.

War es den jungen Leuten auch so zu Muthe wie den muntern Vöglein? oder wie der Martha?

In der Dämmerung kehrte dasselbe Tilbury in die Stadt zurück.

Herr Ledermann hatte nicht daran gedacht. Er glaubte, daß die jungen Leute ein Gefallen finden würden auf dem Lande.

Drittes Kapitel.

Die unglückselige Nacht.

Wundersam hatte sich der Abend niedergelegt auf das Land.

Im Widerscheine des Himmels glühten roth die Bäche, die Luft war weich, die Baumblüthen hauchten ihre Düfte, die Nachtigallen schlugen.

O wie athmete es sich so leicht im freien Lande, fern von der Stadt, ihren beengenden Straßen, ihren Sorgen und Geschäften, welche die Menschenbrust einschnüren!

Unter dem Blätterdache der Bäume lustwandelte ein Mann. Wie ein Dürstender den Labetrunk, so sog er die Wonne ein, welche der herrliche Frühlingsabend aus tausend und tausend Blüthenkelchen ihm kredenzte.

So wohl war es ihm schon lange nicht gewesen, er glaubte neugeboren, er glaubte wieder jung geworden zu sein.

Es war der alte Herr Ledermann.

Warum sollte er sich nicht freuen? warum sollte es ihm nicht wundersam wohl ums Gemüthe sein?

Karl war genesen. Ihn wußte er in gleich erfrischendem Naturgenuß. Er dachte daran, mit welcher Lust der junge Mann seine Glieder baden werde in der erquickenden Maienluft. Er dachte daran, wie das junge Gemüth, keine Sorgen des Lebens kennend und der Genesung und des Lebens froh, aus Busch und Baum und Wald, aus dem Glühen des Abendroths, aus dem Rauschen der Bäume und Bäche, aus dem Schlag der Nachtigallen und dem fröhlichen Abendgezwitscher der anderen Vöglein, aus dem Lichte des aufgehenden Vollmondes, aus dem weichen Wehen der Luft, darunter sich kosend das grüne Gras und die jungen Saaten beugten, Freude, Fröhlichkeit, Jubel in langen, vollen, nimmersatten Zügen trinken werde.

In der Ferne rauschte der Strom, dumpf rollte ein Bahnzug am Gelände vorüber, eine Glocke wurde laut, eine andere antwortete, von den Bergen und aus den Thälern heraus stimmte ein hellfreudiges Glockenconcert

zusammen und von den Thürmen der Stadt herüber fiel es mit ernsten, tiefen Stimmen ein.

Herr Ledermann nahm seinen Hut ab und betete.

In die Stadt fuhr um dieselbe Zeit ein Tilbury ein. Zwei junge Männer saßen darin. Sie zogen ihre Hüte nicht. Wie es in ihren Herzen ausgesehen, weiß ich nicht. Aus ihren Augen sprühte ein düsteres Feuer.

In dieser Stunde ging Martha durch das ganze Haus. Vorsichtig verriegelte sie Läden und Thüren. Sie leuchtete unerschrocken in jeden Winkel hinein. Zuletzt ging sie noch zum Lager der beiden Haushunde. Freundlich schauten diese sie mit ihren klugen und treuherzigen Augen an. Sie redete mit ihnen, und die Thiere thaten, wie wenn sie den sorgsamen Zuspruch zur Wachsamkeit verstanden hätten.

Beruhigt ging Martha in ihre Kammer und strickte.

Vor einem glänzend erleuchteten Hause hielten die beiden jungen Leute.

Aber sie traten nicht in die lichten Räume.

Sie schritten durch die Hausflur und stiegen eine enge Wendeltreppe hinauf.

Da war Alles still, fast todtenstill. Der Lärm der unteren Wirthschaftsgelasse, das Klappe n der Billardbälle, das Gläserklingen drang nicht bis hier herauf.

Sie traten an eine Thüre; der Vetter wollte eben sachte anklopfen, er lauschte, hörte aber nichts.

„Wir sind frühe daran und scheinen die Ersten zu sein,“ sagte er halblaut zu Karl.

Aber in diesem Augenblicke drang aus dem Zimmer ein dunkler Metallklang, wie wenn ein schweres Goldstück auf einen Tisch geworfen würde.

„Sie sind da," sagte der Vetter und klopfte zweimal an die Thüre.

Drinnen war wieder Alles stille geworden.

Aber in der entgegengesetzten Seite ging eine Thüre auf, und ein Kellner trat mit einem Lichte in der Hand heraus. Als ob er irgend ein Geschäft hätte, ging er an den zwei jungen Männern vorüber, und so gleichgiltig er anscheinlich that, so hatte er sie doch scharf fixirt. Er kannte sie und stellte nun seinen Leuchter mit einem Stoß auf ein Tischchen nieder, daß es einen hellen Klang gab. Auf dieses hin ging die Thüre auf, Karl und sein Vetter traten ein.

Wir folgen ihnen nicht.

Wir haben in der kurzen Zeit, als die Thüre auf- und zuging, nur einen schnellen Blick in das Zimmer geworfen.

Die Fensterläden waren verschlossen und schwere, dicke Vorhänge niedergelassen. Ein Lichtstrahl konnte aus diesem Zimmer nicht ins Freie dringen.

Mitten im Gemache stand ein ovaler, mit grünem Tuche überzogener Tisch. Fünf, sechs Herrn saßen darum her, jeder hatte ein Häuflein Geld vor sich und Spielkarten in den Händen.

Es wird uns unheimlich zu Muthe, und wir entfernen uns.

„Ah, die Landfahrer!“ hören wir den Eintretenden noch zurufen.

Weiter können wir nichts verstehen, denn es wurde nun leise gesprochen.

Zwei Stühle wurden gerückt. Dann ist Alles stille.

Vorbei! —

Mit schweren dumpfen Schlägen rief es von allen Thürmen über die Stadt hin, daß es eilf Uhr sei.

Da wurde wieder ein Stuhl in dem verschlossenen Zimmer gerückt. Der Mann darauf mußte Eile haben oder ein heftiger Unwille ihn aufregen, so rasch und gewaltsam wurde der Stuhl gerückt.

Ueber eine Weile wurde ein anderer von der Stelle geschoben, aber bedächtig, lautlos.

Im Ledermann'schen Hause wurde das einzige Licht, das diesen Abend dort durch die Fensterläden geschimmert, ausgelöscht. Martha ging zur Ruhe.

Aber sie konnte noch nicht schlafen; es hielt sie etwas wach, sie wußte nicht was.

Plötzlich richtete sie sich im Bette auf. Sie horchte. Nach einigen Sekunden ließ sie den Kopf wieder in die Kissen sinken.

Aber wieder fuhr sie empor. Dießmal hatte sie sich nicht getäuscht. Sie glaubte deutlich einen schleichenden Schritt zu vernehmen, ein Sandkorn machte verrätherisches Geräusch.

Aber warum bleiben die Hunde so stille?

Martha suchte sich nicht lange eine Antwort auf diese Frage, sie kleidete sich rasch an und machte Licht.

Als sie die Thüre öffnete und der Strahl ihres Lichtes auf den Gang und die Treppe hinab fiel, da wurden die schleichenden Tritte plötzlich fest und männlich.

„Willst du uns leuchten, Martha?“ rief eine Stimme. Man merkte ihr eine Beklommenheit an.

„Herr Jesus!“ rief sie, „sind Sie es, Herr Karl!“ und sie eilte die Treppe hinab.

Da kamen die beiden jungen Leute ihr entgegen, Karl und sein Vetter.

Karl war todtenbleich, in wirren Strängen hing ihm das Haar um das Haupt.

„Sie sind rückfällig geworden,“ sagte Martha, „und haben Ihre Landpartie aufgeben müssen. Ach, guter Gott, wenn das der Herr Ledermann wüßte!“

„Ist mein Vater nicht da?“ fragte Karl.

„Er ist verreist, bald nachdem Sie fort waren.“

„Und kommt heute nicht mehr heim?“ fragte der Vetter, und ein eigenthümliches Leuchten ging aus seinen Augen, und wie wenn es in ihm aufjauchzen würde, so verzog sich sein Angesicht.

Martha bemerkte es nicht. Sie war im Herzen froh, daß doch der Vetter beim Herrn Karl gewesen und diesen glücklich heimgebracht habe.

„Gib uns ein Glas Wein!“ sagte Karl, und sie schloß den Herren ein Zimmer auf.

Wein und Brod waren bald da. Karl schenkte zwei Gläser voll.

Martha eilte fort, dem Kranken sein Bett zu durchwärmen. Ein lustig prasselndes Feuer hatte sie schnell angeschürt und Wasser darüber gehängt für die Bettflasche.

„Das Glück kömmt uns auf halbem Wege entgegen,“ sagte der Vetter und stürzte ein Glas des dunkeln Weines hinab. Rasch füllte er es wieder.

Karl schwieg und starrte mit weit aufgerissenen Augen in das Licht.

„Ich kann die Magd mit ihren frommen Altjungfersprüchen nicht leiden,“ fuhr der Vetter fort, „und ich war schon daran, einen kernhaften Fluch auf ihr Haupt zu schleudern, da sie uns hören mußte, gerade als ich daran war, den Schlüssel ins Loch zu stecken. Aber umarmen hätte ich sie mögen, da sie uns die freudige Botschaft gibt, daß dein Alter fort ist und vor Morgen nicht heimkehrt. Komm, trink', das macht dir Muth und verscheucht die Grillen.“

Er stieß an das Glas Karls, dieser aber nippte nur.

„Was hast du jetzt wieder für Grillen? Ich habe geglaubt, sie durch meine verständigen Auseinandersetzungen von dir weggetrieben zu haben. Ist es nicht verständig, durch ein Wagniß die Verluste zu ersetzen, durch entschiedenes Auftreten das Glück zu zwingen, daß es sein lächelndes Angesicht endlich auch nach uns kehre?

Karl verharrte in seinem düstern Schweigen.

Der Vetter legte einen Schlüssel vor sich hin und spielte einige Augenblicke damit.

Er griff in die Tasche und holte noch einen anderen Schlüssel hervor, einen kleineren. Dieser glich ganz dem, den wir in den Händen des Buchhalters gesehen haben und dem, welchen der alte Herr Ledermann heute der Martha anvertraut hatte.

Was der Vetter beabsichtigte, das hatte er erreicht. Karls Augen hafteten an den Schlüsseln. Ein begehrliches Feuer zuckte in ihm auf.

„Sei kein Kind, Karl," hub der Vetter wieder an, „das Geld gehört doch einmal dir, früher oder später . . . . Du erhebst bloß eine Abschlagszahlung . . ."

Wild blickte Karl ihn an.

Rasch erhob sich der Vetter. Er griff nach seinem Hute. Karl fiel ihm in den Arm und hielt diesen krampfhaft fest.

„Was hast du? warum hältst du mich," fragte ihn sein Freund. „Ich will jetzt gehen, die Magd wird dir einen unschädlichen Trunk gebraut haben, laß' dich, du zartes Kindlein, besser pflegen, als ich es vermag. . . ."

Das zog, das wirkte.

Der Vetter drückte die Spitze seiner Versuchung vollends ganz hinein in das wider ihn und seine Machinationen sich sträubende Gemüth des Jünglings. Er sagte:

„Was geht aber die ganze Sache mich an? Willst du deine Verluste nicht aufwiegen durch einen groß-

artigen, wohlüberdachten Versuch des Glückes: nun so sieh du zu. Männer bezahlen die Schulden, die sie im Spiele gemacht, prompt. . . ."

Karl warf sich den Hut auf den Kopf und zerrte seinen Vetter zur Thüre hinaus.

„Pst!" flüsterte dieser, „daß uns die Magd nicht hört."

„Sie weiß ja doch, daß wir ins Haus gekommen sind," erwiderte Karl finster. „Auf die rechte Fährte wird man doch kommen, wenn wir auch jetzt noch so vorsichtig sind."

Trotz dieses Wortes schlich er so leise als sein Vetter, der auf den Zehenspitzen ging, die Treppe hinab.

Der größere Schlüssel öffnete das Comptoir, der kleinere die Kasse.

Mit gieriger Lust wühlten die beiden Vettern in dieser, eine Abschlagszahlung der künftigen Erbschaft Karls erhebend.

Der Diebstahl war fertig.

Noch nicht ganz.

Vielleicht konnte die gemeine That noch ungeschehen gemacht werden . . . im letzten Augenblicke.

Ein rettender Engel wenigstens erschien.

Martha trat in das Comptoir, verwundert, aber arglos.

Sie hatte das Krankenzimmer gerüstet, das Bett gewärmt, einen erquickenden Trunk gebraut: sie wollte den jungen Herrn davon benachrichtigen, da hatte sie die Thüre offen, das Zimmer leer gefunden. Sie suchte,

und kam in das Comptoir, denn vor dessen Thüre wedelten die beiden Hunde.

Die klugen und treuen Wächter hatten nichts gethan, die Schandthat zu verhindern.

Beim ersten Schritt, den Martha in's Comptoir that, wurde ihr das Licht ausgeblasen.

Aber sie unterschied in dem dunkeln Raume zwei Gestalten.

Einen Augenblick war es tiefste Stille. Jedes hörte nur seine erregten Pulsschläge.

Plötzlich fühlte Martha sich am Halse ergriffen und gewürgt. Sie wollte schreien, aber eine Hand schloß ihr den Mund.

„Laß!" donnerte Karl. „Keine Gewaltthat!"

Er schien jetzt ein Mann geworden zu sein, der Knabe, der sich so leicht verführen ließ.

Unwillkührlich hatte der Vetter die sich windende, in ihrem kräftigen Widerstande nicht zu verachtende Martha losgelassen. Aber schnell sich wieder fassend sagte er zu Karl:

„Sie muß sterben. Sie würde uns verrathen."

Da kniete Martha nieder und hub zu sprechen an:

„Ja, tödten Sie mich. Ich bin zum Sterben bereit. Aber begehen Sie kein anderes Verbrechen!"

Der Vetter wollte auf sie niederstürzen. Er hätte sie erdrosselt.

Aber Karl hielt ihn zurück.

„Fort!" rief er ihm zu.

Er drängte ihn zur Thüre hinaus.

Martha lag immer noch auf den Knien.

Karl ergriff sie an den Schultern, beugte sich über sie herab, und flüsterte bittend ihr in das Ohr:

„Martha, verrath' mich nicht! Martha, stürze mich nicht ins Verderben!"

Und fort eilte er.

Wie eine Mutter, die ihr Kind dem gewissen Tode entreißen will, sprang Martha auf, den Dieben nach in die Hausflur, stellte sich vor die Thüre und vertrat ihnen den Weg.

In die Hausflur fiel hell und klar der Vollmond herein. Ueber der Thüre, die in den Hof führte, war ein Fenster, das wohl vergittert, nie durch einen Laden geschlossen wurde.

„Jesus am Kreuze!" rief sie in krampfhafter Angst, die Hände ringend: „Jesus am Kreuze, hilf!"

Weit aus ihren Höhlen heraus waren ihre Augen getreten, ihr Haar hatte sich gelöst, ihr ganzes, sonst so mildfreundliches Angesicht zuckte: mit übermächtiger Gewalt stand sie vor den Uebelthätern.

Der Mond kam gerade über dem Kirchenportale hervor. Das Portal lag noch im tiefsten Schatten, aber das Cruzifix glänzte und gleißte in fast wunderbarer Helle.

Martha faßte Jeden von den Zweien am Arm und drehte sie um. Das schwache Weib war kraftvoll geworden.

„Seht ihr ihn?“ rief sie, „seht ihr ihn am Kreuze? Seine Augen verfolgen euch! Seine Augen werden euch keine Ruhe lassen . . . . .“

Der Vetter entwand seinen Arm ihrer Hand und stieß sie zurück.

Martha ließ auch Karl los. Sie hinderte die Verbrecher nicht mehr.

Aber mit flammendem Auge rief sie, drohend die Hand erhoben:

„Der da drüben wird mein Rächer sein!“ Der Vetter hatte kein Gelächter auf dieses prophetische Wort. Er riß die Hausthüre auf, Karl eilte ihm nach.

„Martha, vergiß mich nicht!“ sagte er noch flehentlich.

Viertes Kapitel.

Martha! Martha!

Die Jungfrau starrte ihnen lange nach. Mechanisch griff sie dann nach der Hausthüre und verriegelte diese.

Sie sank auf die Schwelle des Comptoirs nieder. Zusammengekauert lag sie da, mit den Händen das Angesicht verhüllend.

Die Hunde legten ihre Schnauzen auf ihren Schooß und schauten neugierig, wie theilnehmend nach ihr auf.

Wenn der Sturm über das Meer hinbraust und in

seinen Tiefen es aufwühlt, so rollen die Wasser wild durcheinander, Wellen verschlingen Wellen ....

So wühlte es im Gemüthe Martha's durcheinander.

Der Mond ging vom Fenster weg, und es wurde dunkel in der Hausflur.

Es wurde wieder heller, ein dämmernder Lichtschein fiel herein. Der Morgen konnte nicht mehr weit sein.

Bald sollte der Herr Ledermann kommen.

Dieser Gedanke durchzuckte Martha.

Vor diesem einen Gedanken beugten sich die wilden Fluthen, die ihr Gemüth hin- und herwarfen, plötzlich zurück.

Der Herr Ledermann wird kommen! Das allein stand jetzt erschreckend vor ihren fieberheißen Augen.

Sie stand auf, verschloß das Comptoir und wankte hinauf nach ihrer Kammer.

Sie wühlte da in ihrer Kommode. Sie nahm Kleidungsstücke heraus und schickte sich an, sie einzupacken.

Sie hörte damit auf, raffte Alles wieder zusammen und legte es in die Kommode zurück.

Sie war verloren, das wußte sie.

Was sollte sie fliehen? wohin sollte sie gehen? Man würde sie bald eingeholt haben.

Ein schwerer, unaussprechlich schmerzlicher Seufzer stieg aus den Tiefen ihres Herzens auf.

„O meine Mutter!“ jammerte sie und ihr Haupt neigte sich auf ihre Brust herab.

Vor dem Herrn Ledermann schrak sie zurück; zu ihrer Mutter zog es sie.

Zum Mutterherzen flüchtete sie.

O du trautes, treues Mutterherz!

Sie war verloren, rettungslos verloren. Auch das Mutterherz konnte sie nicht bergen und nicht schützen.

Aber zur Mutter wollte sie, zur armen, alten Mutter, ihr noch einmal in's Auge blicken, in ihren Armen noch einmal ausruhen, auf ihrem unglückseligen Haupte die segnenden Mutterhände fühlen und dann in's Gefängniß, in die Schande, vielleicht . . . ach wie jedes Wesen doch so angstvoll am Leben hängt — in den Tod gehen.

Martha flüchtete aus dem Hause ihres Unglücks.

Die Morgendämmerung brach sich Bahn in den Straßen der Stadt; das Gewühl der Menschen war noch nicht erwacht.

Flüchtig eilte Martha an den Häusern hin. Bald war sie auf dem freien Felde.

In die ersten Messen riefen die Kirchenglocken. Nur schwach tönte ihr Schall in's Feld heraus zu Martha. Sie war schon weit weg von der Stadt.

Aber sie beflügelte ihre Schritte und: „Jetzt wird er bald kommen!" rief es in ihr.

„Du wirst nicht lange bei deiner Mutter bleiben dürfen," antwortete es aus dem beklommenen Herzen heraus.

Das kleine Haus lag vor ihr. Aus dem frischen

Grün des Frühlings blickten seine weißen Wände so traut und freundlich nach ihr.

Martha streckte die Arme darnach aus.

Sie war bei ihrer Mutter.

Sie flog in ihre Arme. Die altersschwache Frau brach fast zusammen vor ihrem Ungestüm.

„Mutter! Mutter! o meine gute, arme, unglückliche Mutter!“ Das war das Einzige, was sie hervorstöhnen konnte.

Sie war in die Knie gesunken und barg ihr Haupt im Schooße ihrer Mutter.

Ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen.

Die alte Frau weinte mit, sie wußte noch nicht warum.

Ach, daß sie es nie erfahren hätte.

Aber die Todten reiten schnell, ist ein altes Wort.

Sieben Uhr schlug es in der Stadt, ein Bahnzug brauste herein; er brachte den Herrn Ledermann.

Zur selben Stunde hielt ein anderer Zug weit weg in einem andern Bahnhofe; er war die ganze Nacht gefahren.

Da stiegen zwei junge Männer zum Frühstück aus. Der Eine war voll Uebermuth, der Andere bleich, düster, verwirrt.

Es waren Karl und sein Vetter. —

Die alte Frau wußte lange nicht, was sie mit ihrer Tochter machen sollte.

Sie redete ihr freundlich, ach so freundlich zu, wie es nur eine Mutter kann, ihr Herz ihr zu erschließen;

aber Das war alles tauben Ohren gepredigt. Martha weinte fort und fort. Dann schüttelte sie wieder ihre Thränen vom Angesichte und sah die Mutter starr an, aber ihr Geist war nicht dabei, der war abwesend, anderswo. Ueber eine Weile versank die Arme wieder in ihr Weinen, aus dem heraus nur hin und wieder die schmerzlichsten Jammertöne hörbar wurden, die „Mutter! Mutter!“ riefen.

„Kind! du mußt zu Bette gehen,“ sagte endlich die alte Frau. „Ich glaube, du bist krank.“

Aber Martha hörte nicht darauf. Doch als die Mutter sie aufzurichten suchte, da folgte sie willig, sie ließ sich ohne Gegenrede oder Widerstand die Kleider ausziehen und sich zu Bette bringen.

Weinen und dumpfes Hinbrüten wechselten hier mit einander ab.

Die Mutter saß am Bette, die Hände gefaltet, theilnehmend die Kranke betrachtend.

Wenn ein Männertritt am Hause vorüberging, fuhr Martha zusammen.

„Kommen sie schon?“ murmelte sie.

Ja, sie kamen.

Zuvor aber kam der Pfarrer. Die alte Frau hatte ihn rufen lassen.

Was er mit der Kranken verhandelt, wissen wir nicht.

Milde Trostesworte suchte er in das zerrissene Herz zu träufeln, aber er wußte ja nicht, was dieses zerrissen

und so namenlos unglücklich gemacht; er wußte nicht, was diesen hellen Geist verwirrt hatte; und Martha sagte nichts davon; sie konnte ja nichts sagen.

Die Mutter war gerade unter der Hausthüre, als ein Polizei-Commissär eintrat.

„Guten Tag, alte Frau," sagte er; „ich suche eure Tochter."

„Meine Tochter liegt krank zu Bette," antwortete die Mutter.

„Schöne Krankheit Das," erwiderte der harte Mann. „Erst bestiehlt man seine Herrschaft, geht bei Nacht und Nebel davon und dann will man krank sein."

„Was saget ihr, Herr?" fragte das Mütterlein und ergriff den Commissär am Arme. „Was sprechet ihr da von Stehlen? Wer hat gestohlen? Was soll Das in meinem Hause?"

Das Mütterlein hatte ihr Lebtag keinen Menschen gefürchtet, nur Gott allein. Sie schrak daher auch nicht vor der Uniform des Mannes zurück und nicht vor seinem ernsten Gesicht und martialischen Schnauzbart.

„Macht es kurz, gute Frau," sagte er; „ich muß eure Tochter arretiren, weil sie gestohlen hat."

„Meine Tochter soll gestohlen haben? Und Das saget ihr mir in *meinem* Hause? in meinem eigenen Hause?"

Mit strengem Blicke deutete sie vor die Thüre hinaus und wandte ihm den Rücken.

Da erschien Martha.

Sie hatte den Tritt des Mannes gehört; sein Begehren war bis zu ihr gedrungen. Hoch hatte sie sich im Bette aufgerichtet, ihre ganze Aufmerksamkeit dem Gespräche ihrer Mutter mit dem Commissär zuwendend. Der Geistliche hatte kein Wort davon verstanden, ihr war keines entgangen.

Sie hatte den Pfarrer gebeten, auf einige Augenblicke das Stübchen zu verlassen. Da war sie aus dem Bette gesprungen und hatte sich schnell angekleidet.

Eben wollte der Geistliche von dem Begehren des Commissärs sich unterrichten lassen und hatte gesagt: „Das kann nicht sein, das ist eine bare Unmöglichkeit. Martha hat sich keines Diebstahls schuldig gemacht."

„Ich muß sie arretiren," war das kurze Wort des Commissärs.

„Hier bin ich," sagte Martha.

„Um Gotteswillen, Kind, was ist geschehen?" fragte das Mütterlein.

„In dieser Nacht ist im Hause des Herrn Ledermann in die Kasse gebrochen und eine bedeutende Summe entwendet worden . . ." sagte Martha tonlos.

„Die hier in diesem Hause sich finden wird," unterbrach sie roh der Commissär.

Die alte Frau hielt sich mühsam aufrecht.

„Bedenken Sie doch, Herr Commissär," warf der Pfarrer ein, „daß auf Martha gar kein Verdacht geworfen werden kann schon aus diesem Grunde, daß sie hiehergekommen ist. Hätte sie das Verbrechen began=

gen, so würde sie ihre Flucht anderswohin gewandt haben; denn Das mußte sie doch sich selber sagen, daß man sie zuerst und vor Allem im Hause ihrer Mutter suchen werde."

„Allen Respect, Ew. Hochwürden," erwiderte der Commissär; „aber ich werde Haussuchung halten und die Martha arretiren . . ."

„Du weißt also," fuhr er plötzlich an die Unglückliche sich wendend fort, „du weißt also, daß gestohlen worden ist. Das ist doch sonderbar.

„Ja, ich weiß es, und ich konnte es nicht hindern. Ich konnte es nicht verhindern, daß die Diebe fortgegangen sind." —

„Du konntest es nicht hindern . . . und die Diebe," sagte der Commissär vor sich hin . . . „Es sind also mehrere Diebe gewesen?"

„Ja, zwei."

„Und Einen davon hast du lieb?"

„Den Einen hatte ich lieb."

Der Commissär schlug ein rohes Gelächter auf. „Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Die Bekanntschaften, Ew. Hochwürden, die Bekanntschaften!" sagte er.

Der Pfarrer baute zu viel auf Martha's Tugend, als daß ihn dieß Betragen des Commissärs nicht geschmerzt hätte. Aber hat Martha nicht zugestanden, daß sie den Einen von den Verbrechern lieb gehabt?

„Warum hast du die Uebelthat nicht verhindert? Du hast nicht gekonnt, sagst du?"

„Ich konnte, ach, ich durfte nicht.“

„Wo ist das Geld?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht.“

„Ich werde es bald erfahren. Alte Frau, ich muß Haussuchung halten. Ihr könnt euch nicht widersetzen. Ich bin im Namen des Gesetzes hier.“

Er verriegelte die Thüre und nahm sein trauriges Geschäft vor. Der Pfarrer war mit Martha in die Stube getreten, er führte das wankende Mütterlein am Arme.

„Ich bin unschuldig,“ sagte sie; „aber weiter kann und darf ich nichts sagen, ich habe es Gott und Menschen gelobt.“

Und Mutter und Pfarrer glaubten an die Unschuld des braven Mädchens. Aber eine nähere Erklärung brachten sie nicht aus ihr heraus.

Sie wurde in die Stadt abgeführt, eine Gefangene. Neugierig sammelten sich die Kinder am Wege, in den Häusern gingen die Fenster auf. „Man arretirt die Martha!“ das war die Kunde, die von Haus zu Haus ging.

Aber keines fragte, was sie verbrochen habe. Niemand, der sie und ihre brave Familie kannte, vermochte es über sich, an ein Verbrechen der Martha zu denken. Man sprach davon, man erging sich in Muthmaßungen; aber ein Verdacht wurde nirgends in dem Dorfe geäußert.

Hat der alte Herr Ledermann die Jungfrau nicht

auch gekannt? Sollte er minder edel in seinem Urtheile gewesen sein, als die Dorfbewohner?

Der Herr Ledermann hat auch keinen Verdacht geäußert, der Polizei-Commissär hat die Vollmacht zu der Arretirung sich selbst gegeben.

Als der Kaufmann mit dem Bahnzuge angekommen war, und in seine Wohnung sich verfügte, dachte er gar nicht einmal mehr an die Schlinge, welche er auf des Buchhalters Eingebung gestern gelegt hatte. Aber wie erstaunte er, als er in seinem Hause noch alle Läden verschlossen fand! Er klingelte. Schrill tönte der Glockenton durch das verlassene Haus.

„Die da hat guten Schlaf," sagte er vor sich hin; er hatte seine muntere Laune noch nicht verloren.

Er schellte wieder und wieder; zuletzt so stürmisch, daß der Draht fast brach.

Eine Gewitterwolke zog auf seinem Angesichte zusammen.

Vorübergehende blieben stehen. Es sammelte sich ein Haufe neugierigen Volkes. Das zog auch den Polizei-Commissär an. Er war ein dienstbeflissener Mann. Anfangs hielt er sich in der Ferne, beobachtend.

Auch der Herr Georg kam. Es ging auf acht Uhr; begierig, ob sein Plan gelungen, wollte er seiner Bureaustunde zuvorkommen.

„Was sagen Sie zu der Geschichte?" fragte ihn der alte Handelsherr. „Schon stehe ich eine halbe Stunde hier und läute, daß die Todten erwachen könnten."

„Ich meine, Sie sollten den Schlosser rufen lassen, daß er öffne. Ich habe eine böse Ahnung."

„An was denken Sie wieder?" fuhr Herr Ledermann unwillig auf.

„Ich vermuthe, daß meine Vorhersagung eingetroffen, daß Sie bestohlen sind und die Diebin die Flucht ergriffen hat," sagte in gleichmäßiger Ruhe der Buchhalter.

„Mensch, bringen Sie mich nicht zum Aeußersten," rief sein Prinzipal. „Es ist unmöglich, was Sie sagen. Ich habe es längst bereut, daß ich Ihren Einflüsterungen Gehör geschenkt. — Martha ist eines Verbrechens nicht fähig."

Der Schlossermeister kam, die Thüre wurde geöffnet. Der Polizei-Commissär hatte sich unter die gaffende Menge gestellt.

Als die Hausthüre aufging, und der Kaufmann mit seinem Buchhalter eintrat, drängte das neugierige Volk nach, Alles wollte mit eintreten. Der Polizei-Commissär hielt die Leute gewaltsam zurück. Er aber blieb in der Nähe, denn er hatte von der Unterredung einige Worte aufgefaßt und er muthmaßte, daß seine Thätigkeit in Anspruch genommen werden würde.

Der erste Schritt des Herrn Ledermann und seines Buchhalters ging natürlich in das Comptoir.

Da stand die Kasse sperrangelweit offen. Ein kurzer Blick auf ihren Inhalt zeigte einen namhaften Diebstahl.

Herr und Buchhalter sahen sich mit starren Augen an.

Der Buchhalter trat zu seinem Pulte. Es war verschlossen. Er öffnete. Da lag der Kassenschlüssel, wie er ihn gestern hingelegt hatte, ganz so; er war nicht berührt worden.

„Herr Ledermann,“ sagte Georg, „die Kasse ist nicht erbrochen, sondern mit einem Schlüssel geöffnet worden. Hier liegt mein Schlüssel unberührt. Einen zweiten Schlüssel haben Sie gestern einer gewissen Person anvertraut, ein dritter Schlüssel existirt nicht. Welchen Schluß müssen Sie ziehen?“

Der Buchhalter hatte recht; gegen seinen regelrechten Schluß konnte nichts eingewendet werden.

Aber es gab eben noch einen dritten Schlüssel. Wer ein jugendliches Herz verführen kann, ist im Stande, auch einen Nachschlüssel fertigen zu lassen.

In Herrn Ledermann kämpfte es wirr durcheinander.

Es klopfte, und herein trat der Polizei-Commissär.

„Ich höre, daß Sie bestohlen worden,“ sagte er, „und komme, Ihnen die Dienste meines Amtes anzubieten.“

Bestohlen war Herr Ledermann worden, Das ist wahr, und in kürzester Zeit war die Summe, die fehlte, festgestellt.

Sie war sehr groß; zehntausend Gulden fehlten.

Aber Herr Ledermann äußerte keinen Verdacht, nicht den mindesten, und der Buchhalter wollte vor der Zeit mit seinem Verdachte auch nicht herausplatzen.

„Aber wo ist mein Sohn? wo ist Martha?“ fragte plötzlich der Kaufmann.

Man stieg die Treppe hinauf. Todtenstille überall; alle Zimmer leer, weder Karl noch Martha da. Natürlich.

„Haben Sie keinen Verdacht auf Martha?“ fragte der Polizei-Commissär.

„Nein,“ erwiderte fest Herr Ledermann; „obwohl es mir auffallend ist, daß sie nicht da ist.“

„Das ist sehr auffallend,“ sagte der Buchhalter und gab dem Polizeimann einen sehr bezeichnenden Wink.

„Sie wird in die Messe sein,“ meinte Herr Ledermann.

„Sonst ging sie in die Frühmesse, so viel ich weiß,“ sagte Herr Georg, „und da könnte sie schon lange zurück sein.“

Man kam auch in das Zimmer, in welcher Martha den beiden jungen Männern Wein aufgetragen hatte. Man fand die Flasche und die zwei Gläser.

„Hier haben die Diebe gezecht,“ sagte der Commissär.

„Wer hat ihnen den Wein aus dem Keller geholt?“ fragte der Buchhalter; „es ist kein Mensch im Hause gewesen, als Martha.“

„Immer nichts als Martha,“ sagte Herr Ledermann.

Es kam der Postbote.

Unter den Briefen war einer mit der Handschrift

Karls. Dieser meldete, daß er, von dem schönen Wetter verlockt, noch einige Tage ausbleiben wolle.

Karl muß in der Nacht noch geschrieben und auf einer der ersten Stationen den Brief aufgegeben haben.

Die Bosheit denkt an Alles.

„Gottlob!" sagte der alte Herr, den Brief wieder zusammenfaltend; „Gottlob! daß er nicht da ist. Diese unglückselige Geschichte hätte ihn wieder weit zurückgeworfen. Bis er kommt, ist vielleicht Klarheit da."

Der Briefträger hatte schon auf der Straße gehört, daß in diesem Hause etwas vorgefallen sein müsse. Von einem Nachbar hörte er sagen, daß man schon in der Morgendämmerung die Martha habe aus dem Hause gehen sehen. Wohin sie gegangen, wußte Niemand zu sagen, aber ihr Benehmen sei auffallend gewesen.

Wie doch den Leuten bei solchen Begegnissen gleich Alles auffallend vorkommt, worauf man zuerst gar nicht geachtet hätte.

Triumph blitzte aus den Augen des Buchhalters. Herr Ledermann sagte gar nichts, und der Polizei-Commissär entfernte sich mit der Aeußerung, daß er thun müsse, was seines Amtes sei.

So wurde Martha, die unglückliche Martha zur Haft gebracht.

Der Buchhalter meinte es mit Martha gewiß nicht böse. Aber sein Verdacht ließ sich von ihrer Fährte nicht wegbringen. Sein eigenes Interesse redete ihm Das immer wieder ein; denn wenn der Dieb nicht ge-

funden wurde, so hätte ja leicht seine eigene Ehre gelitten. Ein Dieb also mußte beigebracht werden.

Fünftes Kapitel.

Das eiserne Kreuz.

Martha war sehr unglücklich.

Verlassen von den Menschen saß sie einsam in ihrem Gefängnisse.

Die Untersuchung ging ihren regelmäßigen Gang.

Martha konnte nichts thun, als einfach ihre Unschuld behaupten. Beweisen konnte sie dieselbe nicht.

Und wie Das unter den Menschen so ist, man dachte nicht an ihr vergangenes Leben, nicht an die Beweise von Rechtschaffenheit, die sie schon gegeben, nicht an ihre bewiesene Anhänglichkeit an die Familie des Handelsherrn, nicht an ihre Tugenden. Das Verbrechen des Diebstahles lag vor, der Verdacht war auf die Unglückliche gelenkt, ihre Aussagen gaben keine Beruhigung. Will man einen Flecken an einer Persönlichkeit finden, so findet man ihn immer. Martha mußte schuldig sein, das stand fest, nun so kamen die Anzeichen, welche den Verdacht mehr und mehr begründeten, von selbst.

Das Wohlbehagen ihrer alten Mutter ward bald gedeutet. Der Sparsamkeit früherer Jahre wurde nicht

gedacht, daß Martha einen braven Bruder hatte, wurde vergessen, und daß die kindliche Liebe den Lohn und die Geschenke, die Martha in dem reichen Handlungshause erhielt, der alten Mutter in den Schooß schüttete, das brachte man nicht mehr in Anschlag.

Das Geschick der Unglücklichen ging seinem Ende entgegen. In wenigen Wochen war die Untersuchung fertig, noch ein einziges Verhör stand bevor. Das Urtheil sollte dann gefunden, der Spruch gefällt werden.

Aber die Urtheile Gottes gehen ihre eigene Bahn.

Wer treu seinem Gotte dient, der verzagt im Unglücke nicht. Wo bei großem Herzeleid die Unruhe, die Angst, die Niedergeschlagenheit in ein Herz einkehrt und dieses verwirrt wird, da fehlt etwas an dem lebendigen Glauben. Ist aber dieser vorhanden, so erprobt er sich gerade recht in den schweren Heimsuchungen, er wird da noch fester, vertrauensvoller, sieghafter.

Wer in das Gefängniß kam, verwunderte sich förmlich über die sich gleichbleibende Haltung der Angeschuldigten. Der erste Sturm war an ihr vorübergegangen, sie hatte sich wieder aufgerichtet, und nun stand sie da unbeugsam wie ein herrlicher Eichbaum.

An gränzenlose Verstockung suchte man zu denken. Aber der Anblick der Unglücklichen, der Friede, der auf ihrem Angesichte lag, die Regelmäßigkeit in ihren Gebetsübungen: diese Dinge warfen doch wieder die Anklage um, so fest diese sich aufgebaut zu haben die Meinung hatte.

Dennoch ging die Untersuchung ihrem Abschlusse entgegen, und Martha war von den Menschen verlassen.

Aber wo die Hilfe der Menschen aufhört, da hört Gott nicht auf, mit seiner ewigen Güte für die Seinen zu sorgen.

Wir gehen nach Paris. Es ist Nacht, dunkle Nacht. Wir befinden uns in einem Schlafzimmer.

Es ist ein junger Mensch, den wir beobachten.

Unruhig wälzt er sich auf seinem Bette. Er stöhnt und ächzt. Er fährt auf, schüttelt sich das Haar aus dem Angesichte, reißt die Augen auf, mit den Armen macht er eine angestrengte Bewegung, wie wenn er etwas von sich abwehren wollte.

„Es war nur ein Traum," sagte er und sinkt wieder auf sein Lager zurück.

Von Neuem wirft sich der Schlaf auf ihn, und mit dem Schlafe ein quälender Traum.

Er dünkt sich weit weg von Paris zu sein, auf einem großen Platze vor einer Kirche.

Ueber dieser steigt der Mond herauf und wirft sein helles Licht auf ein großes Crucifix, das über dem Portale steht. Drohend blickt das Auge des Herrn ihn an. Er will fliehen, aber er kann nicht. Das Crucifix beginnt sich vorwärts zu neigen, von seinem steinernen Postamente lösen sich Stücke und fallen herab, das Crucifix schwankt, es muß fallen, es wird ihn erschlagen, und er kann sich nicht wehren, er kann nicht fliehen, aus der Erde heraus sind Schlangen gewachsen, die ha=

den seine Füße umringelt und halten sie fest, daß er nicht entweichen kann.

Einen entsetzlichen Schrei stößt er aus, da erwacht er wieder.

Er springt aus dem Bette, er macht Licht, das Traumbild aber will nicht weggehen.

„Mein Gott! ich schreie zu dir in meiner großen Noth!“ Dieß einfache Gebet ringt sich aus seiner zusammengedrückten Seele los, und Gott ist nahe Denen, die zu ihm rufen.

Ermattet sinkt er auf einen Stuhl nieder, er kann sich nicht mehr halten, er schläft wieder ein.

Da führt ihn der Traum in ein kleines Haus. Ein schwaches Lampenlicht erleuchtet das Gemach. Eine alte Frau kniet am Boden, die müden Arme auf eine Bank gestützt. In ihren zitternden Händen hält sie ein kleines Crucifix. Das bedeckt sie mit andächtigen Küssen, das wird naß von ihren rinnenden Thränen.

Thränen einer Mutter!

Sie brennen dem jungen Menschen in die Seele hinein. Er will fort, da schwankt wieder über ihm das große eiserne Kreuz, es sinkt tief herab und berührt fast seine unglückselige Stirne.

Je länger die alte Frau betet, desto droherder blicken die Augen des Gekreuzigten, desto gräßlicher ist das Schwanken.

Da kommt noch Jemand zur Thüre herein und kniet zur alten Frau nieder, es ist ein alter Geistlicher.

Dieser betet mit der Bekümmerten, und das vereinigte Gebet dieser zwei Seelen zieht den Unglücklichen ganz hin zu dem drohenden Kreuze. Er will es aufhalten mit seinen Armen, aber die Last ist entsetzlich schwer, sie drückt ihn nieder; wenn ihm Niemand hilft, drückt sie ihn in den Boden hinein.

Aber siehe, ein anderer Arm streckt sich zu dem Crucifixe empor, und noch einer, und ein Angesicht wird erkennbar ... ist das nicht Martha? Das Crucifix wird in die Höhe gerichtet, es schwankt nicht mehr, und das Auge blickt nimmer drohend ... der Herr kann verzeihen. —

Die Nacht war vorüber.

Der Vetter trat in das Zimmer.

„Schon wach, Karl?“ fragte er leichtfertig. „Es muß einen schönen Tag geben, komm', wir wollen ihn genießen von Morgen bis in die tiefe Nacht hinein.“

Karl sah ihn düster an und sagte bestimmt: „Dieses Leben muß ein Ende nehmen.“

„Kommen die Gewissensbisse, lieber Vetter?“

„Suche sie nicht mehr zu betäuben.“

„Der Ekel stellt sich bei euch Neulingen immer bald ein; es ist mir dereinst auch so gegangen, aber ich habe überwunden, und nun kann ich die Freude genießen mit vollen Zügen, ohne daß mir eine Grille sie verbittert.“

Karl sah seinen Vetter mit einem Schauder an.

„Die Partie müssen wir heute noch mitmachen. Unsere Freunde warten.“

„Es sind Das keine Freunde, das weißt du wohl. Wenn sie uns die Federn gerupft haben, so lassen sie uns laufen, und Keiner kümmert sich mehr um uns, Keiner kennt uns mehr."

„Wie du doch vernünftig geworden bist in dieser Nacht."

„Wäre ich es immer gewesen! Ich würde glücklicher sein."

„Gut; aber unsere Ehre steht auf dem Spiele. Wir können nicht davon gehen wie Schulknaben, welche die Mutter heimruft . . . Uebrigens gehen wir zum Frühstück, dabei können wir noch länger plaudern."

Schweigend gingen die Beiden neben einander her.

Plötzlich stieß Karl seinen Vetter an.

„Sieh dorthin! Ist das nicht der Herr Günther?"

„Laß uns ausweichen!" sagte der Vetter.

Aber das war nicht mehr möglich. So früh am Morgen war das Gedränge noch nicht groß auf der Straße und der Herr aus der Heimath hatte sie bereits bemerkt. Eiligst kam er auf sie zugeschritten. Es mußte ihn freuen, zwei Landsleute zu treffen. Ueberdieß war er mit dem Hause Ledermann befreundet.

Nach den ersten Worten der Begrüßung wagte Karl nach seinem Vater zu fragen. Es muß ein Wagniß gewesen sein, denn nur beklommen brachte er die Frage heraus.

„Der Herr Vater ist eben recht niedergeschlagen," war die Antwort. Karl erblaßte.

„Ja, wissen Sie noch nichts?“ fuhr der Landsmann auf. „Da bin ich recht übel daran, daß ich Ihnen die erste Nachricht geben muß. Ihr Herr Vater ist bestohlen worden.“

„Bestohlen?“ rief der Vetter.

„Aber wenn nicht Alles trügt, muß er zu seinem Gelde wieder kommen. Man hat die alte Magd inhaftirt, die Martha. Wohin soll sie das viele Geld gethan haben? Man hat sie arretirt gleich am Morgen nach der That. Freilich hat sie einen Helfershelfer gehabt. Die Weibsperson hat man, ihren Geliebten und das Geld wird man auch herbeischaffen.“

„Wenn Das möglich wäre!“ sagte der Vetter frech. Karl aber sagte: „Ich reise mit dem ersten Zuge ab.“

Darüber lobte ihn der Landsmann und vor diesem konnte der Vetter nichts dagegen einwenden.

Er machte gute Miene zum bösen Spiel. —

Ein schwerer Tag war für Martha angebrochen.

Aber der schwerste lag schon weit hinter ihr. Dieß war jener Morgen gewesen, wo sie aus dem Hause des Kaufmanns zu ihrer Mutter floh. Nachdem sie Einmal, freilich nach gar schwerem Kampfe, den Sieg errungen, konnte ihr nichts mehr zu schwer werden, der Friede nicht mehr von ihr genommen werden.

Gefesselt — sie erschien ja dem Gerichte und der Welt als ein gemeiner Verbrecher — wurde sie zu der letzten Gerichtsverhandlung geführt.

Die weiten Räume des Saales waren gedrängt voll. Die Geschworenen hatten Platz genommen.

Martha ließ sich auf die Anklagebank nieder.

Ihr gegenüber befanden sich die Zeugen, der Herr Ledermann, der Herr Georg, der Postbote und der Nachbar, welcher diesem die Nachricht mitgetheilt, daß er Martha in früher Morgenstunde auf der Straße gesehen.

Als eine Unverschämtheit legte man der Unglücklichen es aus, daß sie ihrem Herrn ins Angesicht sah und ehrfurchtsvoll ihn begrüßte.

Für sie war nur Ein Zeuge erschienen, der Pfarrer ihres Heimathortes. Aber was konnte Dieser zu ihren Gunsten bezeugen?

Der Präsident vereidigte die Geschworenen, daß sie nur nach Recht und Gerechtigkeit, nach ihrer gewissenhaften Ueberzeugung den Wahrspruch abgeben sollten.

Der Staatsanwalt trug seine Anklage vor.

Martha wurde darin als eine verstockte Sünderin geschildert, die zu einem Geständnisse nicht zu bringen gewesen. Er vertraue aber auf den gesunden Sinn der Geschworenen, daß sie aus den vorgelegten Indicien über Schuld oder Unschuld das Rechte finden werden.

Der Mann konnte nicht anders.

Der Präsident rief die Angeklagte auf.

Mit eindringlichen Worten redete er ihr zu, der Wahrheit endlich die Ehre zu geben.

„Ich bin unschuldig,“ erwiderte sie bestimmt; „ich muß bei dieser Aussage bleiben.“

Ein leises Murren ging durch den Saal.

„Ihr beharrt also darauf, daß Ihr den Diebstahl nicht begangen habt?“

„Ich beharre darauf.“

„Aber Ihr wißt von dem Diebstahle?“

„Leider, ja.“

„Warum habt Ihr ihn nicht verhindert?“

„Ich durfte nicht. Ich hätte ihn verhindern können, das ist meine Schuld. Wenn ich um Hilfe gerufen hätte, würde der Diebstahl verhindert worden sein; daß ich es nicht that, dafür leide ich gerechte Strafe.“

„Wer hat aber nun das viele Geld gestohlen?“

„Zwei junge Männer.“

Ein leises Schauern ging durch die Glieder des Herrn Ledermann, er wußte nicht, warum.

„Wie heißen dieselben?“

„Ich werde ihre Namen nicht nennen.“

„Auch auf die Gefahr hin, selbst des Verbrechens schuldig erkannt zu werden?“

„Ich darf die Namen nicht nennen, ich kann es nicht.“

„Einer von den Dieben ist Euer Liebhaber?“

Zum Zweitenmale war ihr nun dieser Vorwurf gemacht worden. Martha hob sich höher. Ein edler Stolz blickte aus ihren Augen. Dann schaute sie nach dem Herrn Ledermann hinüber, als ob sie ihn anflehen

wollte, daß er Zeugniß ablegen möchte für ihre Ehre. Dieser aber schaute stumm zu Boden. Da sprach Martha mit flammendem Angesichte:

„Ja, den Einen von den Beiden liebe ich.“

„Ihr habt zu Eurer Rechtfertigung nichts weiter vorzubringen?“

„Nein.“

Damit war ihr Geschick besiegelt vor den richtenden Menschen.

In diesem Augenblicke tönte ein donnerähnliches Getöse durch den Saal.

Das Eine schaute das Andere an. Auf den Gallerien wurde es leerer. Erschrocken oder neugierig eilten viele Leute fort.

Die Geschworenen zogen sich in ihr Berathungszimmer zurück.

Martha hatte von ihnen nach menschlicher Berechnung nichts zu erwarten.

Bald kamen von den Neugierigen einige zurück, und ein leises Geflüster ging durch den Saal.

Ein Gerichtsbote trat zum Herrn Ledermann. Dieser erhob sich rasch und eilte hinaus.

Stille, in sich gekehrt saß Martha, vor den Menschen eine arme Sünderin, auf ihrer Bank.

Peinliche Augenblicke, wo ein armer Mensch seinen Urtheilsspruch erwartet.

Schlägt Keines dieser Herzen, die den weiten Saal erfüllen, in banger Ahnung Dessen, was da kommen soll?

Gottlob, es ist nicht die Neugierde bloß, was die Gerichtssäle füllt. Es gibt auch Theilnahme, Mitleid, Erbarmen unter den Menschen.

Die Geschworenen traten wieder ein.

Der Präsident wollte beginnen, ihnen die Fragen vorzulegen. Ihr „schuldig" oder „nicht schuldig" sollte jetzt gesprochen werden, die letzte Entscheidung geben.

Da kam Herr Ledermann in den Saal gestürmt, eiligsten Schrittes ging er auf den Präsidenten zu. Er war aufgeregt, er zitterte.

Vom Präsidenten weg, dem er einige Worte zugeflüstert hatte, wollte er auf Martha zueilen. Der Präsident hielt ihn zurück. Die gerichtlichen Formen mußten beobachtet werden.

Aber flammende, freudige Blicke warf Herr Ledermann auf Martha.

Der Präsident hatte sich mit den Räthen des Gerichtshofes zurückgezogen und diesen die Aussage des Bestohlenen vorgelegt.

Alle waren einstimmig, daß nunmehr das Verfahren wider Martha einzustellen sei.

Als er es verkündigt hatte, daß die ganze Angelegenheit jetzt eine unerwartete Aufklärung erhalten, daß Martha des Diebstahls nicht bezüchtigt werden könne, daß diese frei sei — da stürzte Herr Ledermann auf sie zu und schloß sie freudig in seine Arme.

Letztes Kapitel.

Gott will nicht den Tod des Sünders . . . . Wenn er sich aber nicht bekehrt?

Der Herr Ledermann verzieh.

Er war ein Vater, der etwas zu gut war. Das Verzeihen ist eine große Tugend, aber nicht immer und in jedem Falle.

Dießmal aber verzieh der Herr Ledermann nicht aus Kurzsichtigkeit und einem zu weichmüthigen Herzen. Er sah Gottes Hand in der ganzen Geschichte.

Wie theuer war ihm Martha geworden; wie froh und dankbar war er, daß er nicht auch den Verdacht getheilt hatte.

Er sah seinen Sohn gerettet. Er selbst hatte den Umgang mit dem Vetter gern gesehen und begünstigt; er selbst also dazu geholfen, über dem unglücklichen Haupte des Sohnes das Netz zusammenzuknüpfen, durch das eine verbrecherische Hand ihn rettungslos in die Tiefe ziehen mußte. Jetzt war der Vetter entlarvt und unschädlich gemacht. Und der Herr Ledermann war überzeugt, daß wunderbar die göttliche Vorsehung eingegriffen hatte.

Das eiserne Kreuz!

Zwei Punkte unserer Erzählung bedürfen noch einer Aufklärung.

Wir sahen mit Martha, daß von dem Kirchenpor=

tale, auf dem das eiserne Kreuz stand, ein Stein herabbrökelte.

Es war, wie wenn die göttliche Vorsehung in der Stunde, da das Verbrechen sich vorbereitete, sogleich auch die Rache dafür vorbereitet hätte. Wenn der Mensch die Wege der Sünde wandelt, so geht Gott auf den Wegen der Erbarmung oder der strafenden Gerechtigkeit.

Wir hörten während der Gerichtssitzung kurz vor dem Augenblicke, wo die Geschworenen angewiesen waren, den Wahrspruch zu schöpfen, ein donnerähnliches Getöse.

Das eiserne Kreuz war gefallen.

Im Falle zerschlug es einem jungen Manne den rechten Arm. Um einen anderen jungen Mann prasselten Sand und Steine. Getroffen aber wurde er nicht.

Der nicht getroffen wurde, das war Karl; dem der Arm zerschmettert ward, das war der Vetter.

Die Eisenbahn war dem Karl nicht schnell genug gefahren. Er hätte sie überflügeln mögen. Er eilte ihr mit seinen Gedanken voraus. Dadurch wuchs seine Bangigkeit, seine fast tödtliche Angst.

Der Vetter suchte ihn wiederholt zurückzuhalten. Am Ende sprach er davon, nach Amerika zu entfliehen. Bei seinem Vater würden sie Beide ein glückliches Unterkommen finden, von der weiten Ferne aus könnte Karl schriftlich die Verzeihung erbeten. Mit der Martha werde es nicht so schlimm stehen; in Deutschland werde

ja keines gehenkt, auch wenn es einen Diebstahl selbst begangen und eingestanden.

Aber in Amerika!

Karl war einsilbig. Ihm grauete vor seiner Vergangenheit, er hatte sich gelobt, ein besserer Mensch zu werden. Er war entschlossen, die Verzeihung seines Vaters zu erflehen, oder das Verbrechen zu sühnen, wenn das Vaterherz sich nicht zur Milde bewegen ließe.

In der Vaterstadt angekommen, mußte er über den Kirchenplatz, wo das eiserne Kreuz eines der Portale krönte.

Bis in die Tiefen der Seele hinein erschrak er, als er zu dem Kreuze hinaufblickte. Er glaubte das entsetzliche Schwanken zu sehen, das ihn im Traume so gemartert hatte.

Er eilte vorüber.

Sein Vetter hielt nicht gleichen Schritt mit ihm.

Da — ein Krachen, ein schmerzlicher Aufschrei, donnerähnliches Getöse auf dem Pflaster. Karl stand in einer Wolke von Sand und kleinen Steinen. Er war wie angedonnert. Sein Vetter lag am Boden, blutend, sein rechter Arm war zerschmettert und abgerissen.

Karl eilte entsetzt davon, er mußte den Gerichtssaal erreichen, ehe Alles vorüber und entschieden war.

Den schwer Verletzten trug man in das Haus des Herrn Ledermann.

Da pflegte ihn barmherzig Martha.

Aber erst, als er genesen und nach Amerika abge-

reiſt war, freute ſich die Familie ihres Friedens voll-
kommen.

Die Herren Ledermann, Vater und Sohn, behan-
delten Martha mit aufrichtiger Verehrung. Nicht wie
ein Kind des Hauſes, aber wie eine Mutter der Fami-
lie wurde ſie gehalten.

Das Kreuz hatte der Kaufmann wieder auf das
Portal ſetzen laſſen. In einem Gemache, das gegen
den Hof hinaus lag und nach dem Kirchenportale hin-
überſah, wurde die Mauer durchbrochen und ein Erker
angebaut. In dieſem Erker ſtanden drei Betſtühle.

Und jeden Abend kniete die Familie dort und ver-
richtete ihre Andacht zu Demjenigen, der durch das
Crucifix geſinnbildet war und der in ſchwerer Noth wun-
derbar durch daſſelbe geholfen hatte.

Bewahren wir dieß Bild einer dankbaren, frommen
Familie, und laſſen wir es uns nicht verwiſchen durch
den Anblick eines anderen, traurigen Bildes, das uns
nicht erſpart werden kann.

Es war kein freundlicher Empfang, der dem Herrn
Vetter durch ſeinen Vater bereitet wurde.

Der alte Herr war mürriſch gegen ſeinen Sohn. Er
hatte etwas gegen ihn, und traute ihm nicht.

Eine geſchickt angebrachte Lüge half dem jungen
Manne über die Erklärung ſeiner Verſtümmelung
weg.

Er konnte nun nicht mehr ſchreiben, wenigſtens
ſagte er, daß er es mit der linken Hand nicht lerne;

es gab also oft Ausflüchte, das Comptoir zu verlassen und seinen Lieblingsneigungen nachzugehen.

Aber diese kosteten viel Geld, und der Vater war sparsam, war karg.

Eine tiefe Erbitterung setzte sich in dem jungen Manne fest. Er dachte daran, daß er ein reicher Erbe sei, wenn zwei Augen einst geschlossen wären. Er hoffte, daß das bald geschehen könnte. Aber die Zeit verstrich ihm zu langsam. —

Wo er ein Crucifix sah, ballte er die Faust dagegen. Den Verlust seines Armes konnte er nicht verschmerzen.

Sein Geschick erfüllte sich. Seine Zeit war um. Der Unglückselige!

Es war ein nebliger Abend.

Der Kaufmann wollte durch seinen Sohn ein Geschäft im Westen besorgen lassen. Der Nachtzug war im Begriffe abzugehen. Das Nöthige zur Reise wurde gepackt.

Da trat noch ein Laufbursche in's Comptoir. Er brachte ein Billet von einem befreundeten Handlungshause.

Der alte Herr las es und sagte: „Sage deinem Herrn, daß ich noch diesen Abend selbst das Nöthige besorgen werde.“

Als er auf einen Augenblick sich entfernte, las der Sohn das offen auf dem Pulte liegende Billet. Es handelte sich um einen Vorschuß von vielen tausend Dollars.

Der Vater konnte nicht wissen, daß sein Sohn das Billet gelesen. Er wußte auch nicht, was in diesem vorging.

Er verabschiedete sich von ihm.

Keiner von Beiden wußte, daß es der Abschied für das ganze Leben war.

Der alte Herr ordnete das Geld und steckte es vorsichtig zu sich.

Er trug es selbst zu dem gefährdeten Freunde.

Dieser wohnte in einem entfernten Stadttheile, in einem abgelegenen, durch enge, krumme, schlecht erleuchtete Gassen mußte der alte Herr seinen Weg suchen. In dem dicken Nebel brannte das Gaslicht trüb und roth.

Plötzlich sieht sich der Kaufmann von einer vermummten Gestalt angefallen; ein schwerer Schlag wirft ihn zu Boden. Aber aus einem Gäßchen springt ein Mann hervor, der den Uebelthäter niederschlägt, packt und fesselt. Dieser ist in den Händen der Gerechtigkeit.

Langsam erholt sich der alte Herr. Er greift nach seiner Rocktasche, das Geld ist ihm nicht entrissen worden.

Das Haus seines Freundes hat ihn aufgenommen. Die Abendmahlzeit steht auf dem Tische. Schon dampft die Punschbowle.

„Aber sage mir, wie kannst du es wagen, bei Nacht in unser verrufenes Viertel dich zu verirren?"

„Ich wollte dich nicht in Sorgen lassen."

„Aber die Hilfe brauche ich erst morgen und ich hatte deine Zusage."

„Man weiß nicht, was in Einer Nacht geschehen kann. Du hättest doch keine ganz ruhige Nacht gehabt.“

Der Freund drückte ihm warm die Hand.

Vergnügt ging man spät Nachts auseinander.

Der gewaltige Schlag in's Gesicht hatte den Straßenräuber unkenntlich gemacht. Sein Angesicht war ganz entstellt.

Er läugnete sein Verbrechen nicht, aber man konnte ihn nicht dazu bringen, seinen Namen zu offenbaren.

Er sah der Vollendung seines Geschickes entgegen. Er brach zusammen und bat um einen Geistlichen.

Dieser Geistliche trat bei dem alten Kaufmanne ein.

Er bat um Schonung des Unglücklichen, um Theilnahme für ihn. Er flehte, die Sache rückgängig zu machen, wenn es noch möglich sei.

„Theilnahme,“ fragte der alte Herr pikirt. „Nimmermehr.“

„Der arme Mensch gehört einer der respektabelsten Familien an.“

„Wie heißt er?“

Der gute Herr war ein besserer Kaufmann als Theologe. Sonst hätte er nicht etwas ergründen wollen, was der Straßenräuber ihm nur in der Beicht anvertraut haben konnte.

Unverrichteter Sache mußte der Geistliche fortgehen.

Aber vor Gericht bekam der Kaufmann den Menschen vor Augen.

Der Unglückliche suchte sich zu verbergen. Sein Gesicht war entstellt, dazu mit Pflastern und Binden bedeckt.

Aber der alte Herr entfärbte sich.

War es denn bis jetzt Niemand aufgefallen, daß der Straßenräuber nur Einen Arm hatte und zwar den linken?

In einer großen Stadt gibt's viele Leute, die nur Einen Arm haben. Wer mag sich darum bekümmern?

Der alte Herr fing an zu zittern. Er verwandte kein Auge von dem unglückseligen Menschen.

Er sprach mit den Richtern, lange, angelegentlich.

Das Verbrechen war auf offener Straße geschehen, ein Verbrechen gegen Leben und Eigenthum: — keine Gewalt der Erde, selbst der Betheiligte, Beschädigte nicht konnte den Gang der menschlichen Gerechtigkeit aufhalten.

An demselben Tage noch brachte der alte Mann seine Geschäfte in Ordnung und zog sich weg.

Der Straßenräuber wurde gehenkt.

Sein Name ist nicht bekannt geworden.

Aber der alte Herr nahm die Gewißheit mit in's Grab, daß der, der ihn als Straßenräuber angefallen, daß der die Strafe des Galgens dafür erlitten — sein eigener, unglückseliger Sohn gewesen.

In Gent gibt es eine Kreuzstraße. Collin de Plancy erzählt, daß die Straße diesen Namen erhalten habe in Folge einer Begebenheit, die mit der von uns erzählten die größte Aehnlichkeit hat.

Aus einem größern, noch ungedruckten Gedichte:

„Der ewige Jude.“

I.

Komm mit! komm mit! Nach Bethlehems Gefilden
Will ich dein wegekund'ger Führer sein.
Unfreundlich zwar und frostig ist die Straße,
Mit Schnee und Eis hüllt uns der Winter ein,
Und Nacht ist's auch, o eine lange, bange
Und traurig öde, sternenlose Nacht,
Die über Gottes wunderschöne Erde
Die Sünde und ihr böser Fluch gebracht.

Doch sei nicht zaghaft im Gemüth und folge
Und fürchte nicht die düst're Winternacht;
Ich kenn' ja eine Nacht in jedem Jahre
Die fröhlich dich und jeden Menschen macht,
Die heil'ge Nacht, die süße, wunderbare,
Wo der Altar so glänzend hell sich schmückt,
Und kaum ein Herz ist, das mit guten Gaben
Nicht auch ein and'res liebes Herz beglückt.

Hörst du vom Dom das festliche Geläute,
Springst du vom Lager auf mit frohem Gruß,
Und ob der Sturmwind durch die Straßen wehe,
Die Eisbahn knitt're unter deinem Fuß,
So ist's doch festlich warm in deinem Herzen
Und in der wonnevollen Seele licht;
Auf ging sie ja in dieser Nacht die Sonne,
Die siegreich Eis und Finsterniß durchbricht.

Nach Bethlehem! Dort auf des Berges Kamme
Liegt still und ernst die alte Königsstadt;
Sie schlafen alle, die aus Davids Stamme
Des Kaisers Wille heut versammelt hat,
Der alle zählen will die Volksgenossen,
Wo jedem seines Stammes Wiege war.
Sie schlafen träge, Herz und Aug' verschlossen
Und ahnen nicht, was diese Nacht gebar.

Die Unglückseligen! Sie schauen nicht
Das wunderbare neue Sternenlicht,
Das über Davids ihres Vaters Zelt
Verheißungtreu die Hand Jehovah's hält.
Wie sie gekommen, werden sie verreisen.
Der Eine geht, der Andere bleibt da,
Nur stets in den alltäglichen Geleisen,
Gleichgiltig, was in ihrer Stadt geschah.

Weil durch die Wüste geht der Meisten Reise,
Nimmt Jeder, geht von Bethlehem er weg —
Der Name ward der Stadt auf diese Weise —
Sich Brod und Fleisch als Vorrath auf den Weg,
Die Armen wissen nicht, daß für die Reise
Durch dieses Thränenthales Wüstenei
Vom Allbarmherzigen die wahre Speise
In Gottes eig'nem Sohn geboren sei.

O Bethlehem, du Stadt des wahren Brodes,
Das mir die Lebenswanderung versüßt,
Mit Kraft mich rüstet für den Gang des Todes,
Ehrwürd'ge Stadt, sei tausendmal gegrüßt!
O Stadt des Fleisches! Bethlehem willkommen!
Mit Sehnsucht streck' ich aus nach dir die Hand,
Das Fleisch, das Gottes Sohn in dir genommen,
Ist für das Leben mir das Unterpfand.

O Bethlehem, ich will Herberge nehmen,
An allen deinen Pforten klopf ich an.
Will sich zum Aufsteh'n Niemand mehr bequemen?
Kein Laut. Es wird mir nirgends aufgethan.
So such' Herberge ich auf andern Wegen,
Und schreite in die stille Nacht hinaus.
Da leuchtet's mir so wunderbar entgegen;
Gewiß ich finde noch ein gastlich Haus.

Zwei Andre sind ja heute schon gestiegen
Den steilen Felsenpfad hinab ins Thal,
Wo bei der Krippe Ochs und Esel liegen,
Fand Unterkunft des heiligen Geist's Gemahl,
Und Joseph ihr Gespons, der traute Mann;
Wo diese eine arme Heimath finden,
Ist, wär's auch in der Erde tiefsten Gründen
Der beste Platz für einen Pilgersmann.

Hoch stand die Königsburg, und majestätisch
Sah sie beherrschend in das weite Feld,
Demüthig aber kam der Jungfrau Sprosse;
Der König aller Ehren in die Welt.
Da keiner von den harten Stammgenossen
Der trauten Gottesmagd Herberge gab,
Stieg sie vom Berge, von der Stadt des Vaters
Zu einer Höhle, die darunter war, hinab.

Wo Davids königliche Burg vor Zeiten
Die Wurzeln schlug tief in die Felsenwand,
Da war zerklüftet das Gestein in Grotten,
Und dieser Höhlen eine Joseph fand.
Und der das Grab und der den Tod bezwungen,
Von dem das Licht in alle Welt ausfloß,
Der ist aus Grabes Nacht hervorgedrungen,
Er ward geboren in der Erde Schooß.

Vollendet war die Zeit und jetzt die Stunde,
Wo Gottes Sohn als Kind der reinen Magd
Auf unsre Erde kam, und in die Runde
Wird's von den Engeln fröhlich angesagt,
Daß jubelnd ihre Lobgesänge schallen:
„Gott in der Höhe Ehre und auf Erden
Soll jetzt und ewig fort den Menschen allen,"
Die guten Willens sind, der Friede werden.

Wie sie geschäftig durch die Fluren eilen
Die süßen Engel mit der frohen Kunde
Zu Hirten, die bei ihren Heerden weilen,
Sie treu bewachend in der späten Stunde!
Wie sie aufblicken diese stillen Männer
Ob diesem Lichtglanz in den Himmelsräumen!
Es schwebt heran, und nun ergleißt und funkelt's
Wie flüßig Gold auf Gras und Strauch und Bäumen.

Im alten Israel erschrack zum Tode,
Wer eines Engels Angesicht erschaut';
Doch diesen Hirten war's so süß zu Muthe,
Und vor den Engeln hat sie's nicht gegraut.
Sie hören ja den Jubelsang erschallen:
„Gott in der Höhe Ehre und auf Erden
Soll jetzt und ewig fort den Menschen allen,"
Die guten Willens sind, der Friede werden.

Und als die Engel sie zu kommen laden
Zur wohlbekannten Höhle vor der Stadt,
Und dankend und anbetend zu bewundern,
Was gütig Gott der Welt bereitet hat;
Da eilen all', die Heerde jeder ließ,
Die frohe Zuversicht in dem Gemüthe,
Sie hoffen ja auf ihres Gottes Güte,
Der diesen Trost dem Volke längst verhieß.

Und von den Bergen und den grünen Matten,
Aus der Olivenbäume dunklen Schatten,
Aus fern und nahe kommt die Hirtenschaar,
Da Einer, zwei, dort gleich ein ganzer Haufe,
Und nichts verhindert sie am schnellen Laufe,
Jedwedem geht voran ein Engel Chor,
Als ging auf Erden um manch' Sternenbild,
So leuchtet's da und dorten durch's Gefild.

Erregt, verlangend, bald das Knie zu beugen
Und Gottes Huld sich dankbar zu bezeugen,
Eilt Einer ohne Rast den Andern vor.
Da steht er plötzlich, geht dann schnell zur Seite —
Auch dahin ist der Engel sein Geleite —
Er hält nicht bis an seines Hauses Thor,
Da ruft er laut: „Komm', Ahasver, wir gehen
Nach Bethlehem! Du sollst Messias sehen!“

Und wie ein Blitz, so schnelle auf den Schrei
Des Vaters eilt ein braunes Kind herbei,
Ein Knabe, zehenjährig mocht' er sein.
Der blickt verwundert in den gold'nen Schein,
Der seines Vaters nächt'gen Pfad erhellt.
„Ist der Messias da? wo mag er weilen?
Wir wollen flücht'gen Fußes zu ihm eilen,
Dem Himmelsherrn dein Kind zu Füßen fällt."

An Vaters Arme klammert sich das Kind
Und vorwärts geht's im Fluge so geschwind,
Wie durch Arabiens Wüste eilt die Stute
Mit ihrem Füllen zu dem frischen Quell.
Wie ist dem Kind so wunderbar zu Muthe,
Da es die Engel schauet glänzend hell,
Und nun so viele sieht von allen Seiten
Das Hirtenvolk nach Bethlehem begleiten!

„Messias! König!" ruft es in den Tiefen
Des Kindesherzens, „o Emmanuel!
So thauete der Himmel dich von oben,
Die Erde sproßt den Trost für Israel!" —
Zu Ende ist der Weg, da liegt die Grotte,
Eintritt mit scheuem Blick die Hirtenschaar,
Die allererst dem menschgeword'nen Gotte
Die Huldigung zu bringen würdig war.

In tiefem Schlummer liegt Jerusalem,
Auch deine eig'ne Stadt, dein Bethlehem
Erkennt dich nicht, du süßes Gotteskind,
Sie haben and're Dinge zu verrichten
Und sie bewegen andere Geschichten,
Als die von Gott für uns geschehen sind.
Wer aber wird aus diesen Hirtenschaaren,
Der jetzt anbetet, Treue dir bewahren?

Dieß Kind, der Ahasver? Gott woll' es fügen!
Veränderlich doch ist des Menschen Sinn,
Was heut' er preißt, das straft er morgen Lügen,
Bringt seiner Leidenschaft dies nur Gewinn.
Doch weg, du Zweifel! Bange Ahnung fliehe!
Die Welt mit ihrem schillernden Gewand
Will ich vergessen, beug ich meine Kniee
Vor Jesus, den ich mit den Hirten fand.

Da drängt sich Kopf an Kopf, und viel zu enge
Ist bald die Krippenhöhle für die Menge,
Und Jeder will beim Kind der nächste sein!
Und doch kein Stoßen, kein unartig Drücken,
Es ist so still, als wär' das Kind allein,
Und nur die Augen flammen das Entzücken
Und die erhob'nen Hände das Gebet,
Das jubilirend durch die Herzen geht.

Wie ist so lieb der süße Menschensohn
Auf hartem Stroh der göttliche gelegen!
Wie blickt er von dem armen Krippenthron
Anmuthig hold dem frommen Volk entgegen,
Verhüllend Gottes Majestät vor ihnen!
Er lächelt mild und hebt die Hand zum Segen,
Daß sie aufjauchzen laut auf ihren Wegen:
„Uns ist der Menschenfreundliche erschienen.“

Zuvorderst in der dichten Reihe stand
Der braune Ahasver in Wonne trunken,
Ihm bricht das Knie, und auf den Krippenrand
Ist dem entzückten Kind das Haupt gesunken;
Da spielt mit seiner wonniglichen Hand
Der heil'ge Christ in dem Gelock, dem langen,
Schaut ihm in's Aug und streicht die frischen Wangen
Und hält liebkosend ihn an dem Gewand.

Als sich die Schaar zur Heimath wandte wieder,
Die Einen schweigend in dem süßen Frieden,
Den Jesus den Andächtigen beschieden,
Ausjauchzend Andere in Jubellieder,
Da sprang der Menge Ahasver voraus
Und holte aus dem väterlichen Haus
Ein Körbchen mit den ersten Opfergaben
Von Milch und Honig für den Jesusknaben.

Und als er sie nach Bethlehem getragen,
Und wonneselig dann nach Hause kam,
Ging er zum kleinen Brüderchen und nahm
Das Kind vom Bette und begann zu sagen,
Daß jetzt der süße Heiland sei gekommen,
Daß er geschaut sein himmlisch Angesicht . . .
Dies und noch Vieles hat das Kind vernommen,
Begierig lauschend, und verstand es nicht.

II.

Von Rama hört man jammervolles Klagen
Um ihre süßen Kinder Rachel stöhnt.
Sie ringt umsonst, die Mörder zu verjagen,
Die Schmerzensmutter wird sogar verhöhnt.
Ob sie den Bestien in die Arme falle,
Ob sie fußfällig flehe um Erbarmen,
Das Kindlein selber süße Namen lalle,
Es trifft's das Schwert in seiner Mutter Armen.

Von diesen Greueln, von dem Blutvergießen,
Von diesen Jammertönen laßt uns flieh'n!
Ich weiß ein einsames Gehöft, dahin
Sei uns der Weg, der rettende, gewiesen!
Vertraulich liegt's versteckt in den Oliven,
Zudem von Mauern eingehegt, wie sehr
Die Mütter klagten und die Mörder riefen,
Davon drang sicherlich kein Laut hieher.

So ist's anscheinend auch. — Doch sieh' den Stein,
Wie er so roth! so dunkelroth erscheint!
Hat sich der Fels erbarmt? Hat er allein
Die blutig rothen Zähren ausgeweint,
Dieweil die Menschen ohn' Erbarmen wüthen?
Sieh' da im grünen Gras den rothen Schein!
Sind's Rosen? Nein, es können keine Blüthen
Und an dem Steine keine Thränen sein.

Wir stehen vor dem Haus, wir sehen's liegen
Im Frieden da, die milde Sonne fließt
Durch's Fenster und das offne Thor hinein.
Neugierig schauen auf zwei muntre Ziegen
Vom Brunnen, der sein Wasser plätschernd gießt
In's grüne Gras. Wir sind hier ganz allein
Und sagen uns, daß dieses Hauses Frieden
Herodis blut'ge Mörderschaar gemieden.

In dem Gemache steht ein Bettlein lind,
Das Bett umschließt ein stilles bleiches Kind,
Die Sonne spielt mit ihrem gold'nen Lichte
Durch's Fenster zu dem stillen Kind herein,
Sich warm hinlegend auf dem Angesichte,
Doch dies bleibt bleich wie weißer Marmelstein;
Und ob sie's noch so glühend küßte, geben
Kann sie ihm nimmer das geraubte Leben.

Lieb' Sonne, siehst du nicht den rothen Bogen,
Der dieses Kindes weißen Hals umspannt?
Den hat ein bitterböses Schwert gezogen,
Mit scharfer Schneide ist es durchgerannt
Und hat das junge Leben mitgenommen.
So ist nicht Ein Haus in dem weiten Land,
Wohin die Mörderbande nicht gekommen
Und nicht der Tod ein junges Opfer fand.

Zum süßen Schlummer war das Kind gebracht,
Indeß der Vater mit der Heerde ging,
Nur Einer hielt bei ihm die treue Wacht,
Und dieser Eine nur ein Knabe war,
Zum Kampfe wider Männer zu gering.
Auflacht im hellen Hohn die Mörderschaar,
Da er sich wehrt mit Füßen und mit Händen,
Vom Brüderchen das Mordschwert abzuwenden.

Jetzt sitzt er stumm bei seines Bruders Leiche,
Im trock'nen Auge sind die Thränen nicht,
Er starret trotzig immer auf das bleiche,
So brüderlich geliebte Angesicht;
Was überwiegt wohl in dem jungen Herzen?
Das düstre Zürnen oder herbe Schmerzen?
Die düstre Zornglut macht stumm und bleich,
Die Schmerzen aber stimmen thränenweich.

Ein Knab' nur war's, doch hat er ja gesehen
Den süßen Heiland in der heil'gen Nacht;
Warum Er kam, das glaubt er zu verstehen,
Und glaubte gern an seine Wundermacht.
Aufschrie aus seines Herzens tiefstem Grunde
Ein Hilferuf, als er die Schwerter sah,
Er rang und stritt, da röthet sich die Wunde,
Und kein Messias war zur Hilfe da.

„Messias!" ruft er noch, „wenn du der Christ,
Der helfende, wenn du der Heiland bist,
Wenn auf der Schulter dir die Herrschaft ruht,
Wenn du gekommen bist, dein Volk zu retten
Und zu zerbrechen seine Sklavenketten,
Emmanuel! da schau, da schau dies Blut!
Wo bist du selbst? Man sieht dich nimmermehr...."
Da knickt er ein, zum Bett noch kann er wanken,
Still steht sein Herz . . . . Du armer Ahasver!
Und wirre wird es ihm in den Gedanken.

Zwei Muttergotteslieder.

Von Franz Alfred in Mainz.

1.

Es ist eine Mutter
Voll Lieb' uns bestellt,
Zu ihr mußt' du gehen,
Thut weh' dir die Welt.
Maria, du süße,
O Mutter so gut,
Als Kind ich dich grüße,
Wie'n Kindlein es thut.

Du Mutter der Milde
In Sünde und Noth,
Du liebeglühendes
Morgenroth!
Wenn ich will verzagen,
So fleh' du zum Herrn,
In all', allen Tagen
Hast du das so gern.

Du Mutter der Gnade,
Vom Herrn uns geschenkt,
Führ' du mich die Pfade,
Mein Niemand gedenkt.
Wenn's Herz weh' und müde
Inmitten der Welt,
O gib du ihm Frieden,
Bist dazu bestellt.

Läßt Mutter ihr Kindlein,
Verläßt du uns nicht;
Es ist nicht ein Stündlein
Ohn' Trost und ohn' Licht.
Es ist ja kein Herze
Verzagt und so weh',
Du heilst seine Schmerzen,
Zu dir ich drum seh'.

Ich schreib' deinen Namen
In's Herz tief mir ein,
Ich schreibe: Maria,
Dein Kind will ich sein.
Und wenn ich's geschrieben,
Kein Mensch lösch' es aus;
Wie fern ich vertrieben,
Du führst mich nach Haus.

2.

Maria, Maria,
Du Tempel des Herrn;
Maria, du Reine,
Hellglänzender Stern.
O lasse dich grüßen,
Wir lieben dich sehr;
Dir Mutter zu Füßen,
Wir wollen nichts mehr.

Die Mutter die bist du,
Dein Kind lass' mich sein;
Du süßeste Mutter
Mach' keusch mich und rein.

Wie Lilie umblühen
Lass' Lilie dich schön;
Die Herzen erglühen,
Die Lippen die fleh'n.

Maria, du hilfst ja
Den Kindern so gern;
Maria, Maria,
Du bist uns nicht fern.
Steht Niemand zur Seiten,
Bist du doch so gut;
Hab' allzeit in Leiden
Viel fröhlichen Muth.

Maria, du Süße,
Zu dir stets wir seh'n
Mit herzlichen Grüßen,
Mit Weinen und Fleh'n.
Still werden die Winde,
Und's Meer für und für,
Zum Hafen zieht's Schifflein;
O ewig zu dir

Sonntag.

Von Franz Alfred in Mainz.

Die Glocken verläuten,
Das Dorf liegt in Ruh,
Den spielenden Kindern
Seh' stille ich zu.

Von ferne die Orgel
Wie leise sie klingt,
Und als sie verstummt,
'Ne Lerche noch singt.

Und rings von den Bäumen
Die Blüthen weiß weh'n,
Durch's Gras hör' ich leise
Die Engelein geh'n.

Sie geh'n zu den Herzen,
Die bang noch und schwer;
Sie bringen den alten
Frieden wohl her.

Wandern.

Von Franz Alfred in Mainz.

Wie wandern die Jahre,
Wie wandert der Stern,
Wie ist doch die Jugend,
Die Jugend so fern!

Es wandert die Liebe,
Noch weine ich sehr,
Wie bald auch der Liebe
Gedenk' ich nicht mehr.

So wandern die Vögel,
Im Herzen der Zug,

Hoch, hoch mit der Wolke
Und nie ist's genug.

Tief unten die Ströme,
Die lockende Welt;
Sie wandern, sie fliegen
Am Himmelsgezelt.

Du bist wie das Vöglein
Hoch über dem Meer;
Zum wandern, zum fliegen
Wie zieht's dich so sehr.

Du bist wie das Vöglein,
Zum Himmel der Flug;
Bist müd' du auf Erden,
Sagt Gott schon: genug!

Hirtentreue.

Von Eduard Jacker.

Nicht Jedem ist zum stillen Loos beschieden
Ein Leben mühelos und ohne Bürde!
Wenn nicht bekämpft von tapfern Streitern würde
Der Feind, wo wäre unsres Hauses Frieden?

Sie haben nicht des Kampfes Noth gemieden,
Die Sorgen nahmen auf sie mit der Würde,
Umsonst bedroht der grimme Wolf die Hürde;
Der Hirten Kampf beschirmt der Heerde Frieden.

Und ob auch schwer wird in des Kampfes Glühen,
Das hohe Amt und ob für alle Mühen
Den Dank ihr nimmer hoffen mögt hienieden!

O freut ihr Hirten euch der Sieger Krone,
Die euer Herr und Meister dort zum Lohne
Euch aufbewahrt in seinem ew'gen Frieden!

Der rechte Mai.

Von L. J. H.

In dem Walde süße Töne
Singen kleine Vögelein,
Auf der Haide blühen schöne
Blumen in des Maien Schein;
Also blüht mein hoher Muth
Gegen deine holde Güte,
Die mir sänftet mein Gemüthe,
O Maria Fraue gut.

Freude mag der Mai wohl bringen,
Wonniglich ist seine Zeit;
Wo die Vöglein süße singen
In des Waldes Einsamkeit,
Wo die Haide schön erblüht
In dem reichen Blumenkranze:
Steht die Welt in schönerem Glanze
Und bezaubert das Gemüth.

Aber Maie, du alleine
Tröstest meine Seele nicht;

Sieh', es dürsten ja auch deine
Blüthen nach dem Lebenslicht,
Deiner Vöglein Singen schweigt,
Und die Jugend muß erblassen
Und von deiner Freude lassen,
Wenn der Tod hernieder steigt.

Dieser Tod das ist die Sünde,
Sie erlöscht das schönste Licht,
Welches in die Erdengründe
Lebenspendend niederbricht.
Und in dieser Sündennacht
Ist ertödtet alle Blüthe,
Und verödet das Gemüthe,
Lüge alle Maienpracht.

Aber wenn in meiner Seele
Lebt dein holdes, süßes Bild,
O Maria ohne Fehle,
Süße Jungfrau, Mutter mild;
Wenn mich deine reine Hand
Durch den holden Mai geleitet,
Dann wird mir ein Mai bereitet,
Dann in Blüthe steht mein Land.

Denn du bringst mir ja entgegen
Dein viel liebes Gotteskind!
Und ich werde reich an Segen,
Wo die Zwei zugegen sind,
Unsre Frau und Gottes Sohn!
Da erblühet das Gemüthe,
Schöner wird da jede Blüthe,
Lieblicher der Vöglein Ton.

O Maria, bleib hienieden
Stets bei deinem Diener steh'n,
Laß von bösem Sturm den Frieden
Meiner Seele nie verweh'n!
Dann ist Maienfröhlichzeit,
Dann darf ewig in dem reinen
Herzen hold der Mai erscheinen,
Ewig ist dann Maienzeit!

Die Unbefleckte.

Von T. J. H.

Du bist die Rose ohne Dorn,
Die makellose reine Blüthe,
Die Gottes wunderbare Güte
Bewahre vor des Feindes Zorn.

Die Sünde zog zurück die Hand,
Als Gott dich schuf, du hohe Seele,
Und rein wie dort und ohne Fehle
Gingst heilig du durch's Erdenland.

So bist du Schönheit edler Art;
Wer nach der Schönheit trägt Verlangen,
Der nahe dir, die rein empfangen,
Die Herzen makellos bewahrt.

Ich wähle dich, o hohe Braut,
In dir ich alle Welt gewinne,
Und leidlos bleibet meine Minne,
Wenn dir mein Herz wird angetraut.

Die selige Margaretha von Ungarn.

Von M. Grimm.



Erstes Kapitel.

Der seligen Margaretha Geburt und Abstammung.

Im Jahre 1242 nach der gnadenreichen Geburt unseres Erlösers wurde Margaretha geboren. Ihr Vater war Bela IV. und nach dem heiligen Stephan der neunzehnte König Ungarns, ein Sohn Andreas II., von welchem die heilige Elisabeth eine Tochter war. Ihre Mutter aber, die Königin und Gemahlin Bela's, hieß Maria und war eine Tochter des griechischen Kaisers Theodor Laskaris. Sie ist also das Kind königlicher Eltern und zwar nicht ohne besondere Schickung Gottes.

Ehe Margaretha das Licht der Welt erblickte, wollte Gott schon zeigen, daß er dieses Kleinod sich allein vorbehalten habe. Denn als sie sich noch im mütterlichen Schoß befand, drangen die Mongolen auf ungestüme Weise in's Königreich Ungarn ein und verfuhren allenthalben wild und grausam. In dieser harten Bedrängniß gelobten der König und die Königin feierlich, falls das Königreich von allen Feinden befreit, und sie bei der Geburt eine Tochter erhalten würden, sollte selbige Gott in einem Kloster des heiligen Dominicus auf ewig geweiht und geopfert werden, obwohl noch kein Sprôß-

ling dieses königlichen Stammes aus freiem Antriebe das klösterliche Leben erwählt, um darin für immer Gott zu dienen. Nun erhörte Gott das andächtige Gebet und nahm gnädig auf das Gelübde des Königs und der Königin und schenkte ihnen eine Tochter. Zu gleicher Zeit erlöste er aber auch das Königreich von den wilden Mongolen. Wo Margaretha das Licht der Welt erblickte, ist nicht genau ermittelt, wahrscheinlich aber in einem Schlosse in Dalmatien, wohin zur Zeit der Mongoleneinfälle die königliche Familie und der königliche Schatz geflüchtet wurden. Es wurde ihr in der heiligen Taufe der Name Margaretha beigelegt, theils um das Gedächtniß einer verstorbenen Tochter gleichen Namens zu erhalten, theils um das Andenken der heiligen Jungfrau und Martyrin Margaretha zu ehren, deren Haupt der König Andreas II. vom gelobten Lande nach Ungarn gebracht hatte. Von dieser Zeit an bis auf diesen Tag wurde die selige Margaretha als Landespatronin verehrt.

Zweites Kapitel.

Von der Kindheit Margaretha's bis zu ihrem Eintritte ins Kloster.

Von der ersten Stunde ihres Lebens an wurde ihrer Erziehung die größte Sorgfalt gewidmet. Aber auch die Hand des Herrn unterstützte dieses wichtige Werk

sichtlich; denn sie überhäufte ihren Schützling mit göttlichen Gaben und Gnaden, so daß fast keine Eigenschaften der kindischen Natur an ihr wahrzunehmen waren, es sei denn ihr zarter Körper und ihr kindliches Aussehen. Schon im zweiten Lebensjahre wurde sie mit der Gabe der Weissagung gewürdiget. Sie hat nämlich ihres Vaters Sieg über den Herzog Friedrich von Oesterreich vorausgesagt, was an einem anderen Ort erzählt werden wird.

Als sie in das dritte Jahr eingetreten, gab ihr ihre Frau Mutter eine verständige und fromme Erzieherin in der Person der verwittweten Gräfin Olimpias. Sie wurde ihr auf das Sorgfältigste und Liebevollste anempfohlen. Die Gräfin unterzog sich diesem so schweren und wichtigen Geschäfte mit Freuden und wußte ein solches Zutrauen als die höchste Gnade zu schätzen.

Nach sechs Monaten zog die Königin mit der Prinzessin Margaretha sammt ihrer Erzieherin nach Weißbrunn in das Kloster Sanct Katharina, in welchem viele andächtige Dominicanerinnen einen Gott wohlgefälligen Lebenswandel führten. Wie jene frommen Eheleute, Anna und Elkana, mit ihrem Sohne Samuel gemacht, der auch vermöge eines Gelübdes dem Herrn auf ewig dienen sollte, so opferte sie hier ihr Kind Gott dem Herrn und der allerseligsten Jungfrau Maria und verlobte es mit ihrem göttlichen Bräutigame. Zugleich empfahl sie es der Gräfin Olimpias auf's Neue ihrer besonderen Sorgfalt und bat sie, ihre Tochter doch nicht

zu verlassen, sondern bei ihr im Kloster zu bleiben. Die edle Gräfin kam diesem Wunsche auf's Sorgfältigste nach und schon nach vier Tagen legte sie das Ordenskleid der Dominicanerinnen zu Sanct Katharina auf immer an.

Mit der größten Freude wurde das königliche Kind in dem Kloster zu St. Katharina an- und aufgenommen. Von ihm konnte man aber auch in Wahrheit sagen, es nahm zu an Alter, wie an Tugend und Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menschen. In ihrem vierten Jahre, also nach einem halben Jahre ihres Eintrittes in's Kloster, konnte sie die Tagzeiten zu der allerseligsten Jungfrau Maria vollständig auswendig und zwar nur durch öfteres Anhören derselben bei den gottgeweihten Jungfrauen.

Kinderspiele, an denen doch die Jugend so große Lust zeigt, waren ihr zuwider. Während andere Kinder spielten, lag unsere Margaretha dem Gebete ob. Wurde sie aber von anderen Gespielinnen gleichsam dazu genöthigt, so sagte sie zu ihnen: „Kommet mit mir, wir wollen zuvor in die Kirche gehen und mit dem englischen Gruße die allerseligste Jungfrau begrüßen, erst dann wollen wir spielen.“ Nur das Ernsthafte war ihrem Herzen zugänglich; deßhalb schenkte sie auch nur ehrbaren und geistlichen Personen Gehör.

Einst beim Anblicke eines Kreuzes fing sie an bei den Schwestern nachzuforschen, was wohl dieses zu bedeuten habe. Als sie ihr antworteten, es sei dies das Zeichen des heiligen Kreuzes, an welchem Gottes Sohn,

mit Fleisch umkleidet, um unserer Sünden willen sein kostbares Blut vergoß, da lief sie eilends zu demselben hin, warf sich auf ihre Kniee nieder, den Gekreuzigten anbetend, umfing dasselbe, küßte es und sprach mit lauter Stimme: „Dir, o Herr, befehle und anvertraue ich mich ewiglich!“

Drittes Kapitel.

Die selige Margaretha läßt sich förmlich in den Predigerorden aufnehmen und zeigt ausgezeichnete Tugenden.

Als Margaretha vier Jahre alt war, begehrte sie den Ordenshabit. Unabläßig war ihr Flehen um denselben. Endlich wurde ihr diese Bitte gewährt. Sie nahm dieses Kleid mit einem solchen Ernste und mit solcher Andacht an, daß sich alle Umstehenden darob verwunderten. Von nun an machte sie alle geistlichen Uebungen ihrer Mitschwestern trotz ihres zarten Körpers mit, besonders aber lag sie häufig dem Gebete ob. Ihre Oberin wollte sie davon einigermaßen abhalten, aber sie setzte ihr so lange mit Weinen zu, bis sie endlich ihrer Unschuld und ihren Thränen nachgab und ihr die Erlaubniß ertheilte, dem Gebete nach Belieben nachkommen zu dürfen.

Kaum sah sie, daß die anderen Schwestern härene Kleider auf dem Leibe trugen, da verlangte sie sogleich von der Oberin, auch ein solches Kleid tragen zu dürfen; denn sie wähnte, daß sie zu solchen Bußübungen jetzt schon alt genug wäre. Und doch war sie erst fünf Jahre alt. Eine Zeit lang wurde ihr dieses zugestanden, doch auch wiederum wegen ihrer zarten Jugend entzogen. Sie fand keine Ruhe, bis man ihr endlich gestattete, wenigstens einen härenen Strick gebrauchen zu dürfen, mit welchem sie alsdann ihre jungfräulichen Lenden auf bloßer Haut umgürtete. Mit größtem Verlangen harrte sie einem höheren Alter entgegen, wo es ihr vergönnt sein möchte, das lang ersehnte härene Kleid tragen zu dürfen. Das siebente Jahr brachte ihr dieses Glück. Sie durfte ein sehr rauhes Kleid anlegen und zwar in den heiligen Advents=, Fasten= und Quatember=Zeiten, an den Vigilien großer Feste Christi und der allerseligsten Jungfrau Maria, und an den Apostelfesten und Festen gewisser Heiligen. Später gewahrte sie, daß andere Klosterfrauen, namentlich nach der Complet, sich geißelten, um für ihre und der Welt Sünden Buße zu thun. Gleich fiel sie der Oberin zu Füßen und bat sie so lange um solch ein Bußinstrument, bis ihrem Flehen nachgegeben wurde. Sie hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als in die Sakristei zu eilen und sich nach Kräften dort zu geißeln.

Die schlechtesten Kleider machten ihr die größte Freude und fanden ihren Beifall. Wollte man ihr welche

vom bessern Stoffe geben, so schämte sie sich, dieselben zu tragen. Doch mußte sie dies thun, weil es ihre Oberin befahl. Sie suchte sie aber beim Spülen der Schüsseln und anderen Arbeiten in der Küche derart zuzurichten, daß sie nichts Auszeichnendes mehr hatten. Wurde sie gar Königstochter genannt, so beklagte sie dies weinend, gleich als ob ihr die größte Schmach angethan worden sei. „Ach, meine Mutter," sprach sie zu der Oberin, „welch' große Unbild füget ihr mir zu, mich also zu nennen!"

Viertes Kapitel.

Der Vater Margarethens baut ihr ein neues Kloster. Ihre Uebersiedelung in dasselbe. Sie legt Profeß ab.

Die Tugenden Margarethens drangen auch bis zu den Ohren ihrer königlichen Eltern. Sie entschlossen sich daher, für ihre Tochter auf einer Donauinsel ein neues Kloster zu erbauen. Das gab ein gar stattliches Gebäude und wurde Gott und der allerseligsten Jungfrau geweiht. Der König stattete noch obendrauf das Kloster mit reichlichen Renten aus. In dieses Kloster zog nun Margaretha mit mehreren Schwestern aus dem Weißbrunner Kloster ein, als sie zehn Jahre zählte. Unter diesen sind zu nennen die Schwester Katharina, ihre erste Lehrmeisterin in der lateinischen Sprache; ihre

Erzieherin, Schwester Olympias und deren Tochter Elisabeth. Diese und die Schwester Judith waren ihre Gespielinnen; sie lernten miteinander aus Einem Buche und waren im Chor und sonst immer bei einander. Sie fragten sich gegenseitig über das Gelesene ab und lernten ihre Gebete gemeinschaftlich. — Noch müssen wir einer Klosterfrau von Weißbrunn gedenken, die auf das geistige Leben der seligen Margaretha den entschiedensten Einfluß hatte. Das war die gottselige Helena, die ein heiliges Leben führte. Sie war eine so eifrige Betrachterin des Leidens Christi, daß sie darnach begehrte, durch ihren göttlichen Bräutigam gewürdigt zu werden, seine Wundmale an ihrem Körper tragen zu dürfen. Und siehe! ihr inständiges Gebet wurde erhört und ihr Körper mit den Wundmalen ihres Herrn und Meisters begnadigt; vor ihrem Tode verloren sie sich wieder. Als sie am Feste des heiligen Franziscus die Wunde in der rechten Hand empfing, erschien um das Malzeichen ein goldenes Ringlein und mitten darin eine schneeweiße Lilie. Als dies Helena gewahr wurde, bat sie mit flehentlicher Stimme: „Mein allersüßester Jesu, ich bitte Dich, laß doch nicht geschehen, daß dieses an mir gesehen werde!“ Während des Gebetes wurde sie öfters mit ganzem Leibe in die Luft erhoben, man hörte alsdann die Engel um sie herum singen und die Heiligen Gottes mit ihr reden. Die Bildnisse des gekreuzigten Heilandes und die der allerseligsten Jungfrau Maria ließen sich von den Altären und anderen Orten zu ihr

herab und ruhten in ihren Händen und auf ihren Armen. Man sah in ihren Händen öfters goldene Sendschreiben, auf göttliche Weise geschrieben. Einstmals betete sie um Mitternacht inbrünstig und gerieth in Entzückung. Das metallene Bildniß des gekreuzigten Christi ließ sich mit großem Geräusch vom Kreuze herab und umfing die selige Helena derart, daß die herbeiströmenden Schwestern nicht im Stande waren, es aus ihren Armen zu reißen. Als sie des anderen Tages um die Mittagzeit wiederum zu sich selbst kam, brachte sie das Bild des gekreuzigten Heilandes an seinen vorigen Ort. Mit großer Andacht und großem Eifer war Helena dem allerheiligsten Sacrament des Altars zugethan, sie war in Liebe gegen dasselbe entbrannt und der himmlische Erlöser reichte es ihr oft selbst in sichtbarer Gestalt mit eigenen Händen. Die Gabe der Weissagung empfing sie vom heiligen Geiste. Durch ihre Berührung allein wirkte sie verschiedene Wunder: Kranke wurden gesund und von ihren leiblichen Beschwerden befreit; dürre Kräuter grünten durch ihre Berührung auf's Neue und trieben Blümlein, die sie aber sorgfältig zerdrückte und verbarg, damit sie ja von Anderen nicht bemerkt würden. Sie gab ihren gottseligen Geist in dem Kloster St. Katharina in die Hände Dessen auf, dem sie während ihres Lebens so treu gedient. Vor ihrem Tode ist ihr der göttliche Bräutigam in Gesellschaft einer großen Anzahl Heiligen erschienen und hat sich mit ihr unterredet und endlich seine Braut zur ewigen Unsterblichkeit zu sich berufen.

Er ließ sie nachher mit vielen Wunderzeichen leuchten: Sichtbrüchige, Lahme, Krumme ꝛc. ꝛc. haben durch ihre Fürbitte die Gesundheit erhalten, sogar der böse Geist wich aus den Besessenen. Als man nach siebzehn Jahren ihren Leib wegen so vieler Wunderwerke an einen anderen Ort versetzen wollte, fand man, als man ihr Grab öffnete, daß die Erde mehrere Spannen von ihrem Körper entfernt war, auf daß sie denselben ja nicht berühre. Bei dieser Gelegenheit wollte Einer von ihrem heiligen Haupte einige Haare abschneiden, aber alsbald floß Blut heraus. Auch die Wunde ihrer Seite wurde wiederum sichtbar und heraus floß ein wohlriechender Saft, gleich einem Balsam, der die ganze Umgegend allenthalben mit wunderbarem Wohlgeruch erquickte. So viel bei dieser Gelegenheit von Helena, der Seelenführerin Margarethens.

Nach und nach stieg die Anzahl der Schwestern im neuen Kloster auf die Zahl siebenzig.

Im zwölften Jahre legte die selige Margaretha Profeß ab und zwar in die Hände des damaligen P. Magister Humbert, welcher der fünfte Ordensgeneral war. Er wurde von den Eltern der seligen Margaretha zu dieser heiligen Handlung ausdrücklich berufen, auf daß sie um so feierlicher und herrlicher abgehalten werde und daß das Volk daraus ersehen könne, wie sehr die königlichen Majestäten diesem Orden zugethan seien.

Bei dieser außerordentlichen Begebenheit vergabte der König Bela seinem Gotte und der allerseligsten

Gottesgebärerin verschiedene ansehnliche Geschenke in die Kirche, von welchen noch in späterer Zeit zu sehen waren zwei zierliche Leuchter von kostbarem Jaspis, ein Kelch über zwei Spannen hoch und weit, mit Gold und Edelsteinen köstlich gezieret, sammt einer Patene; ferner ein Meßgewand, worauf ein Kruzifix von den kostbarsten Perlen und Kleinodien gestickt war. All' diese Geschenke und noch manch Anderes sammt den Heiligthümern der seligen Margaretha haben die Schwestern von der Insel mit sich genommen nach Tyrnau, als sie nämlich vor den Türken flohen und später nach Preßburg, da sie sich abermals vor dem Feinde flüchten mußten.

Fünftes Kapitel.

Mit welchen Tugenden die selige Margaretha nach abgelegter Profeß insbesondere leuchtete.

Als Margaretha dem Orden unzertrennlich durch ihr abgelegtes Gelübde verbunden war, da leuchtete sie mit vielen und hohen Tugenden, so daß sie den anderen Schwestern als Muster diente in pünktlicher Erfüllung der heiligen Ordenssatzungen und in dem Streben nach Vollkommenheit. Ihr Ruf drang aber auch über die Klostermauern hinaus und Jungfrauen und Frauen adeligen Geschlechtes, sowie auch großer Fürsten Gemahlinnen strömten aus allen Orten und Enden des Königreiches herbei zur friedlichen, klösterlichen Stätte.

Alle fanden da bei Margaretha Auferbauung und in Folge dessen entschlossen sich Viele, sich dem Klosterleben auf immerdar zu weihen, Andere empfahlen sich in's Gebet der gottseligen Jungfrau und kehrten getrosten Herzens auf ihre Güter zurück. In Kasteiung des Leibes, Bezähmung der Begierlichkeiten, in Beständigkeit, Gerechtigkeit, Weisheit, Gottseligkeit, Liebe Gottes und in der Liebe des Nächsten und in anderen Tugenden, Gaben und Gnaden des heiligen Geistes war sie vortrefflich ausgerüstet; ihr ganzes Thun und Lassen war ein Spiegel, wie man gottgefällig leben solle.

Sie bediente sich der gewöhnlichen Klosterspeisen, aber niemals allein, sondern stets im Refectorium. Eine seltene Ausnahme davon fand statt, wenn ihre Frau Mutter oder liebe Verwandte in's Kloster kamen; aber jedesmal mußte die Mutter Priorin aus Befehl des Gehorsams in's Mittel treten. Wurde ihr eine bessere Speise oder gar Wein vorgesetzt, so schob sie dergleichen jederzeit von sich. Gar oft, wenn sie mit den Anderen zu Tische saß, brachte sie die meiste Zeit, während die Anderen aßen, damit zu, daß sie mit verschleiertem Angesichte heimlich bei sich betete. — Von dem Fest Kreuzerhöhung bis Ostern fastete sie nach Gewohnheit des heiligen Ordens und aß nie etwas Warmes. Da die Mutter Priorin in sie drang, wegen ihrer Schwäche und zarten Körperbaues sich der Dispensation zu bedienen, brach sie derart in Weinen aus, daß ihr in Anbetracht der häufigen Zähren das Fasten gestattet werden mußte. An

den Vigilien großer Festtage Christi, der Sendung des heiligen Geistes, der seligsten Gottesmutter Mariä, der heiligen Apostel und anderer vorzüglichen Heiligen begnügte sie sich meistens mit Wasser und Brod. Volle drei Tage vor Ostern nahm sie weder Speis' noch Trank zu sich. So lange sie sich im Ordensverbande befand, aß sie niemals Fleisch, außer sie war ernstlich krank. Ihre Krankheiten selbst verbarg sie sorgfältig, damit sie nicht ins Krankenzimmer mußte und dort genöthigt ward, Fleisch zu essen. So hatte sie einstens vierzig Tage lang einen heftigen Blutfluß. Dessenungeachtet wohnte sie allen Uebungen bei, schlief in dem sonst gewöhnlichen Schlafsaale und verrichtete alle Klosterdienste so, als ob sie vollkommen gesund wäre. Nur Einer Schwester war diese Krankheit bekannt, sie wurde aber von Margaretha inständigst gebeten, solches ja Niemanden mitzutheilen.

Sechstes Kapitel.

Die Liebe der seligen Margaretha zu hartem Bett, rauhen Kleidern und strengen Geißeln.

Ihr Bett war dem der anderen Schwestern gleich; aber vor demselben spannte sie auf die Erde eine Haut und nahm zum Kopfkissen einen Stein. Darauf legte sie sich bis kurze Zeit vor Mitternacht und nur ein klein wenig ruhte sie in ihrem Bette aus, dies aber nur; da-

mit die anderen Schwestern, als sie sich um Mitternacht zur Mette erhoben, der Meinung wären, als hätte sie immer in ihrem Bette gelegen. Kleider aus Leinwand hat sie niemals auf ihrem Leibe getragen. Die Kleidung, deren sie sich bediente, war schlechter, gröber und rauher als die der anderen Schwestern, und die ganze Fastenzeit hindurch wechselte sie ihre Kleider niemals. Drang man in sie, doch solches thun zu wollen, so gab sie zur Antwort: „Liebste Schwestern, kümmert euch nicht um das, lasset meinen Leib aus Liebe meines Herrn Jesu Christi von diesen Würmern zernagt werden," denn in ihre Kleider nistete sich während dieser Zeit Ungeziefer ein. Wie sehr dieser Dienst ihrem himmlischen Bräutigam gefiel, hat er einem Geistlichen und in dem Rufe der Heiligkeit stehenden Mann aus dem seraphischen Orden des heiligen Franziscus in einem Gesicht gezeigt, daß diese Würmlein in lauter Perlen und Edelsteine von unschätzbarem Werth seien verändert worden, womit die selige Jungfrau einstens sollte geziert werden. Solches hat der Mann Gottes nachher Einigen kund gethan. Hieraus kannst du ersehen, daß nicht alle Heiligen zur gleichen Art von Bußfertigkeit geneigt sind, sondern daß im Gegentheil Vielen das Ungeziefer und die Unsauberkeit mißfallen, Andere aber dieselben aus Liebe zu Jesu Christi dulden und ausstehen.

Ein rauhes, härenes Cilicium mit vielen Knöpfen, gleich einem Netze zusammengestrickt, hat Margaretha vom zwölften Lebensjahre an allezeit auf ihrem Leib ge-

tragen. Unter diesem war sie umgürtet mit einem zwei Finger breiten eisernen Gürtel, welcher noch später zu Preßburg bei den Klarisserinnen nebst einem Stücklein des härenen Kleides und der Geißel zu sehen waren. Solche Peinigungen mit fröhlichem Gemüthe zu ertragen, lernte sie von dem heiligen Martyrer und Erzbischof Thomas von Canterbury, von dem sie hörte, daß ihm jenes härene Kleid, welches er am bloßen Leibe, vom Hals bis auf die Fersen voll Ungeziefers, zur Abtödtung zu tragen pflegte, von der allerseligsten Jungfrau und Mutter Gottes sei gegeben worden. Deßwegen ermahnte sie auch ihre Schwestern, sich des härenen Kleides fleißig zu bedienen.

In ihre Strümpfe und Schuhe legte sie mit Beihilfe der Schwester Agnes kleine, eiserne Nägel dergestalt, daß sie beim Gehen oder Stehen von ihnen gestachelt und verwundet wurde. Sie war dabei so fröhlich, als ginge sie auf Rosen, denn die Liebe zu ihrem Bräutigame entflammte sie hierzu. Die Kasteiungen und Geißelungen, deren Süßigkeit sie schon in zarter Jugend anzog, hat sie später so sehr geliebt, daß sie ihren zarten Leib mit den härtesten Geißeln jedwede Nacht heftig schlug und verwundete. Vornehmlich am heiligen Charfreitag, am Tag der Geburt Christi, unserer lieben Frauen Himmelfahrt und an den Vigilien größerer Feste übte sie gegen ihren zarten Leib eine solche Strenge, daß das Blut gleichsam stromweise von demselben floß. Man muß sich daher billigerweise verwundern, daß sie Blut

genug in ihren Adern hatte, da sie desselben so oft und viel vergoß.

Wann sie etwa kraftlos oder aus Schwäche ihres Armes, an welchem sie vier Jahre vor ihrem Hingange große Schmerzen litt, sich selbst nicht geißeln konnte, so berief sie eine ihrer Mitschwestern, daß sie diesen Liebesdienst ihr erweisen möchte. Obwohl sie sich darob entsetzten und sich weigerten, solches zu thun, so getrauten sie sich doch nicht, ihr diese Bitte abzuschlagen, und während der Geißelung weinten sie aus Mitleiden bitterlich. Zu jenen Schwestern, die sie gewöhnlich zu diesem Liebesdienste berief, gehörte Elisabeth, die Tochter der Olympias, zu ihr sprach sie: „Schlage mich heftig und geißle mich ohne Barmherzigkeit!“ und Benedicta, die Margaretha so sehr geißelte, daß ihr die Kräfte versagten, und endlich Sabina, welcher die selige Jungfrau viel geheime Dinge aus besonderer Zuneigung anvertraute. Einst ging Margaretha mit der Schwester Sabina in der größten Finsterniß an einen abgesonderten Ort, um sich dort von ihr geißeln zu lassen. Da strahlte vom Himmel her ein großes Licht und erleuchtete den Ort dermaßen, als wäre die helle Sonne mit ihren Strahlen zwischen jenen Mauern eingeschlossen. Dieses Licht hielt so lange an, bis nach vollendeter, blutiger Geißelung die Jungfrau ihre Kleider angelegt hatte.

Einstmals betrachtete sie eifrig die Gefangennahme Christi und dessen harte Bande. Da flocht sie mit der Schwester Anna einen Strick von Hanf zusammen und bat sie nach

vollendeter Arbeit, sie wolle ihr die bloßen Arme binden und den Strick so fest als möglich zusammen ziehen. Anna führte dieses auf den ausdrücklichen Befehl Margarethens derart aus, daß es schien, die zarten Arme der unschuldigen Jungfrau würden durchschnitten werden.

Siebentes Kapitel.

Margarethens vorzügliche Liebe zur jungfräulichen Reinigkeit.

Der unbefleckten Reinigkeit sowohl des Leibes als der Seele hat sich die selige Margaretha bis auf die letzte Stunde ihres Lebens eifrigst beflissen. Die Schamhaftigkeit liebte sie derart, daß sie für ihren Leib niemals ein Bad gebrauchte, ja die Füße nur bis zu den Knöcheln wusch. In ihrem siebenten Jahre hat sie die Anträge von Fürsten und Herzogen, ja sogar der eines Königs in Polen um ihre Hand rundweg abgeschlagen. In vorgerückterem Alter sollte sie an den König Karl von Sicilien vermählt werden und auch an den König Georg von Böhmen, oder wie andere sagen, Ottokar. Nun der Name thut hier der Sache keinen Eintrag. So viel steht indessen fest: Bela und der böhmische König führten nämlich einen schweren Krieg miteinander, dessen Ausgang war, daß die Ungarn zur Flucht gezwungen wurden. Im Jahre 1260 schlossen jedoch beide Könige Frieden. Zur Besiegelung desselben und als Zeichen aufrichtiger Freundschaft überschickten sie einander Ge-

schenke. Bela und seine Gemahlin empfingen den König von Böhmen mit großen Ehren und setzten dies während seines Aufenthaltes fort. Endlich führten sie ihn auch in das Kloster unserer lieben Frau, um dort ihre Gott geweihte Tochter, Margaretha, zu besuchen. Beim Anblick derselben wurde der König von Böhmen beinahe unmächtig vor Liebe; denn ihre wunderschöne Gestalt und Holdseligkeit, trotz ihrer zerrissenen und schlechten Kleider, strahlten herrlich, noch ansehnlicher aber leuchtete ihre Demuth sammt allen anderen Tugenden, so daß sie wie ein Engel anzuschauen war. Dazumal zählte die selige Jungfrau achtzehn Jahre und war somit schon eine geraume Zeit durch die heiligen Ordensgelübde gebunden, und doch begehrte sie der König von Böhmen von Bela inständigst zu seiner Gemahlin und fügte sogar noch das Versprechen bei: er und sein ganzes Reich wollen ihm unterthänig sein, wenn er ihm Margaretha zur Gemahlin gebe.

Obwohl der König Bela und die Königin Maria viel dagegen einzuwenden wußten, so konnten sie ihm doch das Verlangen nicht aus dem Sinne bringen. Der König Bela überlegte aber doch bei sich, wie viel Gutes im Gefolge des Friedens seie, daß alle Gefährlichkeiten der neue Bund beseitigte und daß der böhmische König ein Verbündeter sei, der stets ein schlagfertiges Heer besitze, das wider die Mongolen, die auf's Neue in's Königreich Ungarn einzudringen suchten, eine wirksame Beihülfe wäre. All' diese Umstände erwägend und noch

betrachtend das ungestüme Drängen des Freiers und die vielen Geschenke, welche er mit seinen Anträgen begleitete, brachten es endlich so weit, daß beide Eltern ihrer frommen Tochter Margaretha die Sachlage recht lebhaft vorstellten, um sie zu ihrer Einwilligung zu vermögen. So oft sie aber dies thaten und welche Mühe sie sich auch geben mochten, so waren ihre Schritte in diesem Punkte gleich fruchtlos.

Als Bela mit Drängen nicht nachließ, antwortete ihm Margaretha einst sehr ernsthaft, jedoch mit der ehrerbietigen und demüthigen Weise eines Kindes: „Allerliebster Herr Vater! warum bemühet Ihr Euch so vergebens? Ich bitte, lasset nach, mir die Verehelichung anzutragen. Denn gerade Ihr seid Derjenige, der mich in meinen kindlichen Jahren, ja ehe ich geboren worden, Christo Jesu versprochen hat. Habet Ihr das Gott geleistete Versprechen vergessen und die Meinung dahin verändert, daß Ihr mich anhaltet, dem himmlischen Bräutigam abzusagen, die Reinigkeit des Leibes und der Seele zu schänden und einen sündigen Menschen zu heirathen? Diesen Orden, welchem ich mich angelobt habe, werde ich niemals verlassen, die Reinigkeit meines Leibes und der Seele, welche ich allein dem Könige aller Könige geschenkt, werde ich nie und nimmer beflecken. Ich bin des Auftrittes mir noch recht lebhaft bewußt, da Ihr mich im siebenten Jahre meines Alters mit dem König der Polen zu vermählen getrachtet, und ich lebe der zuversichtlichsten Ueberzeugung, daß meine

damalige Antwort auch noch in Eurem Gedächtnisse haftet. Ich sagte nämlich: „Ich wolle, so lange ich leben werde, Demjenigen dienen, dem Ihr mich als Braut von Jugend auf verlobt habt. Wenn ich schon dazumal Eurem Willen, als der Gerechtigkeit Gottes widerstrebend, nicht nachgegeben, sollte ich nun jetzt einwilligen, da ich in ein höheres Alter vorgerückt und folglich verständiger und der göttlichen Gnade zugänglicher geworden bin? Deßwegen lasset nach, geliebtester Herr Vater, mich aus meinem Orden herauszureißen. Denn dem Reiche, den Schätzen und allen anderen Kostbarkeiten, die mir der böhmische König verspricht, ziehe ich bei weitem vor das Reich des Himmels und die Süßigkeiten und Ergötzlichkeiten meines Christus, meines Gesponsen. Lieber will ich deßhalb sterben, als Eurem Rathe folgen."

In Gegenwart der Königin kam er abermals auf sein Vorhaben zu sprechen, indem er sagte: „Sind wir denn nicht deine Eltern und bist du nicht nach den Geboten Gottes uns die Ehre und den Gehorsam zu leisten schuldig." Hierauf antwortete sie: „Euch, König, verehre ich als meinen Vater und Herrn; Euch, Königin, verehre ich als meine Mutter und Frau in dem, was dem Willen Gottes gemäß ist und zu seiner Ehre gereicht. In dem aber, was Gott zuwider ist, werde ich weder sagen, daß Ihr König, mein Vater und Herr, noch daß Ihr Königin, meine Mutter und Frau seid; denn Christus, der Herr, spricht: „Wer nicht Vater und

Mutter um meinetwillen verläßt, der ist meiner nicht werth und kann auch nicht mein Jünger sein."

Als nun Bela die Beständigkeit seiner Tochter sah, stund er von seinem Vorhaben ab. Noch einmal sollte Margaretha in dieser Angelegenheit unangenehm berührt werden. Denn der böhmische König sandte wegen dieser Heirath vornehme Männer als seine Gesandte zu Bela, und drang durch diese auf den alsbaldigen Vollzug der Vermählung. Ihre Mutter bot nun bei ihrer Tochter all' ihren Einfluß auf, um sie zu ihrem Vorhaben bestimmen zu können. Alles war vergebens! Sie antwortete vielmehr ganz freimüthig und sagte ohne Scheu: sie wolle viel lieber das Aeußerste leiden und eher tausendmal sterben, als in dieser Sache ihren Eltern zu gehorsamen.

Ein andersmal konnte Margaretha zur Schwester Olympias und Anderen sagen: „Meine Eltern werden mich so lange mit der Heirath plagen, bis ich mich selbst mit der Abschneidung der Nase und Lippen und mit Ausstechung der Augen werde ganz und gar verunstaltet haben." Ein Beispiel gab ihr eine Spanierin, die selige Lucia, auch die Schöne genannt und der dritten Regel des heiligen Dominicus zugehörig. Diese mehr englische, als menschliche Schönheit zog sich Jedermanns Liebe zu, insbesondere die eines Jünglings, der alle Mittel und Wege suchte, sie einmal zu sehen und mit ihr zu sprechen. Als sie aber dessen gewahr wurde, fragte sie den Jüngling, was denn ihm besonders an

ihr gefalle. Und er gab ihr zur Antwort: „Die Schönheit ihrer Augen!" Hierüber entließ sie den Jüngling, nahm ein Messer und stach sich selbst die Augen aus, legte sie in eine Schale und übersandte sie dem verliebten Jüngling. Hierdurch wurde er so bestürzt und nachdenkend, daß er nach kurzer Zeit selbst in den Prediger-Orden eintrat. Als Lucia eine Zeitlang geblendet war, erhielt sie auf wunderbare Weise ihre Augen wieder und ist in einer Erscheinung der allerseligsten Jungfrau Maria ihres steten Schutzes versichert worden. Es sagte auch Margaretha zu ihrer Frau Mutter: „Das sei ferne von mir, daß Ihr mich vermählen sollet, ich will mich lieber am ganzen Leibe stückweise zerreißen lassen, als daß ich den Eid breche, welchen ich meinem Gott und Herrn geschworen. Lieber will ich allen menschlichen Fluch erdulden, ehe ich meine Gelübde breche." Damit sie aber künftig von derlei Nachstellungen befreit würde, bat sie den P. Provincial F. Marcell, daß sie doch den geweihten Schleier durch die heilige Einsegnung auf's eheste empfangen möchte, was auch alsbald mit großer Feierlichkeit geschah. Bei diesem religiösen Acte haben sich eingefunden der Erzbischof von Gran, die Bischöfe von Waizen und Neutra nebst vielen vornehmen Herren und Frauen. So wurde die selige Jungfrau Margaretha nebst drei anderen Schwestern, die ihre Blutsverwandten waren, mit großem Gepränge eingeschleiert und geweiht, und zwar am dritten Tage nach Pfingsten, bei dem Altare der heiligen Elisabeth, ihrer

Base, allwo auch noch eine große Anzahl Religiosen und anderer geistlichen Personen zugegen waren.

Dadurch wurde dem Krieg des bösen Feindes ein Ende gemacht: alle Anschläge, List, Gewaltthätigkeit, welche er wider die selige Jungfrau gebrauchte, fielen in Trümmer und sie wurde ferner mit allen Heirathsanträgen verschont.

Es verbreitete sich das Gerücht immer mehr und mehr, daß die Mongolen wiederum in das Ungarnland einbrächen und die Absicht hätten, nebst vielem anderen Bösem auch noch die gottgeweihten Klosterjungfrauen zu schänden. Auf dieses sagte Margaretha: „Ich weiß schon, was ich thue. Die Lippen und die Nase schneide ich mir ab, dann werden sie mich wegen meiner Häßlichkeit schon fortschicken und laufen lassen.“

Woher rührte es denn, daß diese selige Jungfrau die fleischlichen Anreizungen also gehasset? Sie war des göttlichen Trostes voll und erfüllt mit überfließenden Freuden in ihren geistlichen Betrachtungen, so daß sie alle Lustbarkeiten der Erde, alle sinnlichen Wollüste und alle Versuchungen des Fleisches für bittere Galle hielt gegen die Ergötzlichkeiten der Seele, mit welchen sie von erster Kindheit an also überhäuft war, daß es den Anschein hatte, daß sie nicht aus Fleisch und Blut, sondern aus einer himmlischen Natur bestünde.

Achtes Kapitel.

Der seligen Margaretha Vortrefflichkeit in den Tugenden der Armut und des Gehorsams.

Margaretha liebte die Armut und befliß sich dieser Tugend auf jegliche Weise. Die Kleider, welche sie an ihrem Leib trug, waren, wie schon gesagt, grober, rauher und schlechter, als die Kleider anderer Schwestern, wiewohl alle Kleider in dem Kloster nach der Armut gerichtet waren. Das Tuch, welches man ihr zu Kleidern schickte, theilte sie unter die anderen Schwestern aus und nahm dafür deren zerrissenen Kleider. Sie pflegte die alten, abgetragenen Kleider und Strümpfe mit den Lappen auszubessern, welche die Gewandmeisterin für nichts mehr achtete. Als sie einstens einen zerrissenen Mantel trug und ihr die Gewandmeisterin einen neuen darreichte, nahm sie denselben nicht an, sondern bat vielmehr, man möchte ihr aus zwei schlechten, älteren Mänteln einen zusammenflicken und machen lassen. Ihr Herr Vater besuchte sie einmal, und damit er sich etwa nicht erzürnte, wenn er sähe, daß aus ihren zerrissenen Aermeln die bloße Haut herausschaue, so mußte man ihr geschwind andere Aermel einsetzen. Ihr Schleier war allezeit alt, und wollte man ihr einen neuen geben, so weigerte sie sich dessen, vertauschte ihn mit einem gröberen und schlechteren, ja oft nahm sie den Schleier einer Laienschwester.

Ihre Schuhe waren auch zur größten Winterszeit schlecht und zerrissen, worüber die Mutter Priorin sie oft tadelte, indem sie ihr vorstellte, daß, wenn ihre königlichen Eltern solches erführen, so würde sie, als Priorin, wegen einer großen Unachtsamkeit gestraft werden. Gleichwohl bat Margaretha die Priorin, sie wolle ihr doch erlauben, daß sie in schlechten und zerrissenen Schuhen einhergehen dürfe.

Die Tugend des Gehorsams war ihr eben so lieb. Was die Mutter Priorin im Allgemeinen und ohne Unterschied befahl, das that Margaretha allsogleich, so daß sie Anderen als Muster des Gehorsams diente. An einem heißen Sommertage besuchte einst der P. Provincial F. Marcell das Kloster, da gewahrte er, daß die Schwestern sich gegen das strenge und heilige Stillschweigen vergingen und unerlaubte Gespräche hielten. Darob erzürnt, bestrafte er sie mit Worten und drohte, daß sie diese Uebertretung werden büßen müssen. Sogleich verließ er die Schwestern und konnte auf keine Weise mehr zurückgehalten werden. Die selige Jungfrau schickte ungesäumt zwei Schwestern, Olympias und Margaretha, des Herzogs Wilhelms Tochter, an's eiserne Sprachgitter, um den P. Provincial demüthigst zu bitten, er möchte ihr doch auch diejenige Strafe auferlegen, mit welcher er die anderen Schwestern wegen Uebertretung des Stillschweigens bestrafte, und möchte sie keineswegs verschonen. In Folge dieses gab der P. Provincial des anderen Tages nach angekündigtem

Kapitel den Schwestern einen scharfen Verweis und gebot ihnen, daß sie im Refectorium auf dem Boden sitzend bei Wasser und Brod fasten sollten, welches Gebot die selige Jungfrau in gleicher Unterthänigkeit mit den anderen Schwestern erfüllte.

Neuntes Kapitel.

Die Demuth und Sanftmuth der seligen Margaretha.

Die Demuth und die Erniedrigung ihrer selbst leuchteten durch das ganze Leben der seligen Jungfrau hindurch. Obwohl sie aus königlichem Geschlechte war, so betrübte sie nichts so sehr, als wenn sie die Tochter eines Königs genannt wurde, gleichsam als wäre ihre königliche Abstammung für sie eine Unehre und Schande. Sie selbst hielt sich für die Allergeringste und Niedrigste im ganzen Kloster. Es machte ihr die größte Freude, wenn sie mit den niedrigsten Klosterdiensten beschäftigt wurde. Sie diente mit all ihren Kräften nicht nur ihren geistlichen Schwestern, sondern auch den Dienstboten, gleich als wäre sie eine Magd. Je höher ihr Stand war, desto mehr suchte sie sich zu erniedrigen. Ganze Wochen hindurch diente sie in der Küche und kochte den Schwestern; das Spülen der gebrauchten Geschirre besorgte sie selbst auf das Sorgfältigste. In größter Kälte hat sie die Fische ausgenommen und im Wasser gereinigt, so daß ihre zarte Haut an den Händen

aufsprang und das Blut herausfloß. Die Küche reinigte sie ebenfalls selbst und trug das benöthigte Holz und Wasser herbei. Wiederum diente sie ganze Wochen hindurch im Refectorium, wartete Allen mit der größten Demuth und Willfährigkeit auf und verkostete nicht das geringste von den Speisen, bis alle Schwestern vom Tische aufgestanden waren. War man ihres Dienstes bei der Essenszeit nicht mehr benöthigt, so begab sie sich in das Kapitelhaus, warf sich dort vor dem Kruzifixe auf die Erde nieder und betete inbrünstig. Waren die Schwestern alsdann mit Essen fertig, so genoß sie mit den Mägden, als ob sie selbst eine der ihrigen wäre, ihre wenige Speise, half das Spülwasser hinaustragen und Alles säubern.

Den Chor, den Kreuzgang, das Schlafhaus, der Schwestern Zellen sah man sie öfters kehren; mit gebogenen Knieen sah man sie unter den Bettladen putzend und die Fußschemel reinigend. Auch im Garten war sie mit Aufräumen beschäftigt, ja sie scheute sich nicht, die heimlichen Gemächer zu reinigen und that es sogar mit sichtlicher Freude. War für sie nicht eine derartige Arbeit vorhanden, so pflegte sie zu nähen oder zu waschen. Alle Jahre einmal wusch sie, mit der Erlaubniß der Mutter Priorin, ihren Mitschwestern, deren Anzahl siebenzig betrug, wie auch den Dienstmägden die Füße mit höchster Andacht und Demuth auf ihren Knieen liegend, trocknete sie hernach ab und küßte sie. Vor jedem Menschen und vor jeder Klosterjungfrau pflegte

sie mit ehrbarer Höflichkeit aufzustehen. Sie forschte keines Anderen Leben, Thun oder Lassen nach, viel weniger vermaß sie sich, freventlich zu urtheilen, sie bemühte sich vielmehr, sich selbst zu verachten und im Geiste zuzunehmen vermöge der Demuth, welche sie als Fundament ihres ganzen geistlichen Lebens ansah und als die Mutter aller anderen Tugenden.

Hörte sie ihr hochkönigliches Geschlecht und ihre Abstammung rühmen, so fing sie alsbald ein anderes Gespräch an und erzählte das Leben vortrefflicher Heiligen. Wurde ihren Tugenden menschliches Lob zu Theil, so empfand sie hierüber großes Mißfallen und ernsten Abscheu. Eine junge Schwester verwunderte sich, daß die Schwester Margaretha so bleich und abgezehrt aussehe. Die Schwester Helena aber erwiderte ihr: „Wenn du so lange ein härenes Kleid getragen, dich mit Geißeln zerfleischt, mit Fasten bei Wasser und Brod entkräftet, wenn du im Gebet so viele schlaflose Nächte zugebracht und noch viele andere dergleichen Werke geübt hättest, die ich von Margaretha weiß; dann würdest du auch ein solches Aussehen haben." All' dies hörte die selige Jungfrau; sie gab hierüber der Schwester Helena einen Verweis und sprach: „Du hast nicht recht gethan, daß du mich in diesem Punkte verrathen; ich werde mich in Zukunft sehr hüten, dir wiederum etwas zu offenbaren oder anzuvertrauen."

Bis zu ihrem Tode begab sie sich freiwillig unter die Zucht der Schwester Olympias, nicht aber darum, als

hatte sie nothwendig einige Unarten u. dgl. sich abzugewöhnen und zu vergessen, da sie in diesen Punkten ganz unschuldig war, sondern daß sie sich in der vollkommenen Demuth übe und verharre und so Christo, ihrem himmlischen Bräutigam nachfolge, der sich selbst erniedrigte und seinem himmlischen Vater bis zum Kreuze gehorsam war.

Noch mehr war ihre Sanftmuth zu verwundern. Einmal wollte sie das Handwasser aus dem Refectorium tragen, aber hierzu allein nicht vermögend; daher rief sie die Schwester Kunigunde zu Hülfe. Als sie nun das schmutzige Wasser zur Thüre hinausbrachten, bespritzte Kunigunde das Angesicht der Margaretha mit demselben. Ganz freudig nahm diese solches lachend hin und sagte nur zu jener: „Meine Schwester, was thust du?" Zu einer anderen Zeit wurde sie von der Schwester Olympias, ihrer Meisterin, wegen unmäßiger Andacht mit folgenden Worten hart bestraft: „Was thust du, Schwester? Du schwächst und plagst dich über Gebühr und fährst bei deinem Gebete auf der Erde herum, wie ein gewisses unvernünftiges Thier, das mit seinen Füßen und seinem Rüssel die Erde nmwühlt. Muß man denn Gott in der Erde suchen?" Diese schmähenden und beschämenden Worte nahm die selige Margaretha mit der größten Sanftmuth auf und ließ nicht die geringste Bestürzung gewahren.

Es war einmal an Allerheiligen, ehe sie mit anderen Schwestern das Sacrament der Buße und des Altars

empfing, als sie glaubte, sie habe eine ihrer Mitschwestern beleidigt, die drei Tage nichts mehr mit ihr geredet hatte. Sie warf sich zu deren Füßen nieder und bat sie um Verzeihung. Als dies die Schwester Katharina bemerkte, fragte sie sogleich um die Ursache dieses Benehmens, und Margaretha gab zur Antwort: „Ich verlange von dieser Schwester Verzeihung und daß sie mir vergebe, ehe ich zur Beicht und Communion gehe, wenn ich sie etwa beleidigt haben sollte." Die ganze Zeit ihres Lebens hörte kein Mensch von ihr ein herbes oder unsanftes Wort. Wurde sie von Jemanden beleidiget, so warf sie sich gegen alle Natur und Gewohnheit zu den Füßen ihrer Beleidigerin nieder und bat um Verzeihung. So befliß sie sich in Allem des Friedens und der Geduld. Waltete etwa unter den Schwestern ein Mißverständniß ob und hätte daraus leicht Uneinigkeit entstehen können, so wußte sie einem solchen Zustande ganz liebreich und bescheiden abzuhelfen und Alle zufrieden zu stellen. Deßhalb hatte sie sich der größten Ruhe des Gewissens zu erfreuen; dasselbe war so heiter wie der Himmel, dessen Schönheit weder ein Ungewitter, noch ein Sturm trüben konnte; weder glückselige noch unglückselige Zustände konnten es verwirren.

Zehntes Kapitel.

Der seligen Schwester Margaretha große Nächstenliebe.

Von inbrünstiger Liebe gegen ihren Nächsten war die selige Schwester Margaretha durchdrungen. Wenn ihr ihre königlichen Eltern oder ihr Herr Bruder, der König Stephan, oder auch andere Blutsverwandte etwa Gold, Silber, Purpur oder andere werthvolle Gegenstände verehrten, so rührte sie davon nichts an, sondern ließ es an arme Klöster, Kirchen, Geistliche und andere Bedürftigen durch die Mutter Priorin und durch den P. Provincial F. Marcell austheilen. Das bessere Tuch für ihre Kleider vertauschte sie mit Erlaubniß der Mutter Priorin gegen abgetragene Kleider ihrer armen Mitschwestern. Wenn sie durch das Chorfenster arme Leute erblickte, so lief sie eilends zur Mutter Priorin, bittend, ihnen nach Nothdurft ein heiliges Almosen geben zu dürfen. Einstmals sah sie einen armen Mann bei der größten Kälte fast bloß, alsobald zog sie ihren Rock aus und gab denselben mit Erlaubniß der Priorin diesem Armen. So oft sie durch dieses Chorfenster armselige, krumme, blinde und mit anderen Gebrechen behaftete Leute sah, pflegte sie herzlich zu seufzen und bitterlich zu weinen. Wurde sie alsdann von den Schwestern befragt, was wohl die Ursache dieser so häufigen Thränen sei, so gab sie zur Antwort: „Es erbarmen

mich die armen Leute, die ich sehe, und ich empfinde darob große Schmerzen, daß ich ihnen nicht helfen kann. Im Uebrigen sage ich Gott, meinem Schöpfer, höchsten Dank und werde ihm meine ganze Lebenszeit hindurch erkenntlich sein, daß er mich mit allen Sinnen erschaffen und bis auf den heutigen Tag mit seiner göttlichen Güte erhalten hat. Ich bin deßhalb Gott wegen der mir erwiesenen Güte viel mehr zum Danke verbunden, als diese armen, krüppelhaften Menschen, die ich sehe.

Wenn eine Schwester über einen Todesfall, eine Krankheit oder über ein anderes ihren Verwandten zugestoßenes Unglück weinte, so hat Margaretha nach dem Rath des Apostels mit ihnen geweint und zu ihnen tröstend in ihrem Leid also gesprochen: „Wollte Gott, meine allerliebste Schwester, daß dieses Leid mich und nicht dich getroffen hätte!" Mit den Kranken hatte sie das größte Mitleiden. Sobald sie bemerkte, daß Jemand krank sei, so bot sie ihre Dienste an. Nachts stund sie auf und hörte aufmerksam zu, ob nicht eine Schwester Schmerzens halber seufze. Zeigten sich solche Wehklagende, so ging sie hin und bot ihnen Medicin, Wein oder Tücher an, wie es eben gerade ihr Zustand erforderte. Wenn eine Schwester aus Schwäche ihre Tagzeiten nicht verrichten konnte, so nahm solches Margaretha auf sich und betete für sie. Im Krankenzimmer, das wegen der vielen Schwestern selten leer war, war sie so dienstfertig und voller Liebe, daß sie insgemein die Mutter der Kranken und ihre Ernährerin genannt wurde. Sie

wusch ihnen Haupt und Füße, schnitt ihnen die Haare, säuberte ihre Kleider, richtete die Betten zurecht, trug das benöthigte Wasser in die Küche, machte es dort heiß und trug's alsdann über den Hof in's Krankenzimmer. Deßgleichen gab sie ihnen die Arzneien ein und reichte ihnen die Speisen: das Krankenzimmer reinigte sie von allem möglichen Unflath. Sie scheuete nichts, kein Dienst war ihr zu schlecht und zu verächtlich, den sie nicht mit fröhlichem Gemüthe verrichtete. Darum hat sie auch nach vielem inständigen Bitten von der Mutter Priorin erlangt, daß sie sowohl bei größter Kälte des Winters, als auch bei der höchsten Sonnenhitze und zu allen Zeiten den Kranken dienen durfte.

So wurde einstens eine der Dienstmägde auf den Tod krank und war am ganzen Leibe mit Geschwüren bedeckt. Die anderen Schwestern empfanden darob einen Eckel und verließen die Kranke. Die selige Margaretha verpflegte sie aber mit solcher Liebe, daß sie dieselbe eigenhändig wusch, ihr das Haupt säuberte, die Haare schor und ihr in Allem auf das Fleißigste liebreich beistand.

Einer Schwester wurde verordnet, daß man ihr den Hals mit warmem Kuhkoth umbinden sollte. Andere Schwestern weigerten sich, dies zu thun, Margaretha aber verrichtete solches ganz gerne. Die Schwester Elisabeth, von hoher und starker Gestalt, konnte theils wegen ihres hohen Alters, theils wegen einer achtzehnjährigen Krankheit sich nicht von der Stelle begeben.

Als nun die anderen Schwestern wegen anderen schweren Arbeiten abgemattet, sich eines Tages beschwerten, ihr dienen zu müssen, bat die Schwester Margaretha die Mutter Priorin, daß sie ihr erlauben wolle, die Sorge für diese Kranke auf sich nehmen zu dürfen, was ihr auch von der Vorsteherin unter der Bedingung zugestanden wurde, daß Margaretha noch eine andere Schwester zu sich nehme. Sie nahm zu diesem Behufe die Schwester Alinka zu sich. Sie gingen nun mitsammen zu dieser schon so lange kraftlos daliegenden Kranken. Margaretha grüßte sie mit Freundlichkeit, munterte sie auf, getrosten Muthes zu sein, hob sie mit ihren Armen vom Lager und war für all' ihre Bedürfnisse besorgt. Die Schwester Alinka konnte aber die Ausdünstungen der Kranken, welche an der rothen Ruhr litt, nicht ertragen und ging auf die Seite. Margaretha sprach zu ihr: „Liebste Schwester Alinka, wenn du dieses nicht ertragen kannst, so gehe nur und laß mir allein diese Arbeit über." Alsdann säuberte Margaretha ihr Bett, richtete es wieder her und legte die Kranke mit ihren Armen wiederum hinein zur höchsten Verwunderung der Schwester Alinka, daß Margaretha einen so übeln Geruch ertragen und mit ihren zarten Armen eine so schwere Person heben und legen konnte, zumal sie dazumal so kraftlos war, daß sie sich selbst nicht geißeln konnte, sondern Andere um diesen Dienst ansprechen mußte. Nachdem sie mit der Kranken fertig war, nahm sie deren beschmutzte Bettwäsche und Alles,

was unsauber war, eilte damit dem Wasser zu und säuberte und wusch Alles mit eigenen Händen.

Eine andere Schwester verlangte von den Eingeweiden eines Schweines zu essen. Kaum hatte Margaretha diesen Wunsch vernommen, so beeilte sie sich, denselben zu erfüllen, und richtete das Essen zu. Als sie für eine andere Kranke Fleisch zu einem Braten zurichtete, äußerte die Schwester Benedicta: „Solche Arbeit schicke sich nicht für sie und bat, ihr solche überlassen zu wollen.“ Aber die selige Jungfrau antwortete: „Wenn du dieses, meine Schwester, selbst thust, dann hast du das Verdienst und nicht ich. Eben darum sei es ferne von mir, daß ich mein Verdienst bei Gott verlieren sollte.“ Das Fleisch, das sie für die Kranken sich erbat, trug sie selbst auf dem Kopfe fort und bereitete es den Kranken zu. Einstmal trug sie von der Küche in einem Topfe gekochte Hähnlein in das Krankenhaus. Es lag ein tiefer Schnee im Hofe und sie fiel mit ihrer Speise nieder. Dadurch beschmutzte sie ihren schwarzen Mantel stark, stund aber dennoch mit der größten Geduld auf, brachte den Kranken die Speise und reichte sie ihnen fröhlichen Gemüthes dar. Oftmals fiel sie in Schnee oder Koth, wenn sie im Krankendienste gar zu eifrig war und zu sehr eilte; sie stund aber jedesmal freudig auf und ging wiederum ihrem Dienste mit treuer Liebe nach.

So ging sie einmal mit einer anderen Schwester nach Fleisch aus. In Ermangelung eines Korbes zog

sie das Skapulier ab und wickelte das Fleisch darin. Als sie nun in die Küche kamen und das Fleisch hervorzogen, war das Skapulier der anderen Schwester vom Fleische besudelt, aber das der Margaretha war rein und sauber geblieben.

Nicht nur den Schwestern und Klostermägden erwies sie alle möglichen Liebesdienste, sondern sie trug auch die emsigste Sorgfalt für Kranke außerhalb des Klosters. Sie ließ nämlich dieselben durch einen alten Geistlichen besuchen und sich erkundigen, wie es mit ihnen stehe. Sie ließ sich es alsdann angelegen sein, ihnen durch jene Mittel, welche sie von ihren königlichen Eltern erhielt, durch diesen alten Geistlichen Hilfe zu leisten. In der Tugend der Nächstenliebe hat die selige Margaretha ihrer königlichen Base, der heiligen Elisabeth, in allen Stücken nachgeahmt.

Eilftes Kapitel.

Der seligen Margaretha Andacht zu den Heiligen.

Die Heiligen Gottes, deren Reliquien und Bildnisse hielt sie in hohen Ehren. Wo sie ein Bild unseres Herrn Jesu Christi, der seligsten Jungfrau Maria oder anderer Heiligen sah, da betete sie mit gebogenen Knieen vor demselben und wich von dieser Gewohnheit nicht ab, wenn sie auch nothwendige Geschäfte zu

verrichten hatte. Wegen solcher so häufig vorgenommenen Andachten waren ihre Füße ganz aufgeschwollen und ihre Kniee ganz verhärtet. So oft sie die heiligen fünf Wunden küßte, weinte sie bittere Thränen. Einen kleinen Kreuzpartikel trug sie allezeit bei sich, damit sie schlafend und wachend ihren gekreuzigten Herrn und Heiland allezeit bei sich hätte. Aus besonderer Andacht gegen das allerheiligste Kreuz verrichtete sie ihre Gebete meistens bei dem Kreuzaltare, oder vor einem Bildniß des gekreuzigten Heilandes.

Ebenso große Inbrunst trug sie auch zu dem süßen Namen Jesu und führte denselben stets im Munde und keine Speise konnte ihr schmecken, wenn sie nicht im Namen Jesu zubereitet war. Gegen die allerseligste Jungfrau und Mutter Gottes Maria trug sie gleichfalls eine besondere Andacht; sie verehrte sie nicht nur inbrünstig mit dem englischen Gruße, sondern sie hegte gegen sie eine so brennende Liebe, daß sie allezeit mit größter Ehrerbietigkeit ihr Haupt tief zur Erde neigte, so oft sie diesen Namen aussprach oder auch nur von Anderen nennen hörte. Sie pflegte Maria nicht anders zu nennen als ihre allerseligste Hoffnung, als eine Hoffnung der Welt und als eine jungfräuliche Gottesgebärerin. Deren Leben und Wandel, Sitten und Geberden, Beispiele und Wunderwerke hat die selige Jungfrau allezeit mit der größten Begierde ihres Herzens gelesen, angehört und erzählt. Nicht allein in den Vigilien der Geburt Christi und Verkündigung Mariä (wie es in dem

Orden gebräuchlich ist), sondern auch zu anderen Fest-tagen der seligsten Jungfrau und Gottesgebärerin, warf sie sich mit ganzem Leib auf die Erde nieder, und sagte Gott mit größter Ehrfurcht Dank, so oft sie der-gleichen Feste aus dem Martyrologium ablesen hörte.

Es hatte Margaretha ein großes Wohlgefallen im Lesen und Anhören der Leben der Heiligen. Oftmals begab sie sich in das Arbeitszimmer der Schwestern, erzählte aus dem Leben der Heiligen und fügte alsdann die ernstliche Ermahnung bei, daß sie sich daran spiegeln und sich eines heiligen Lebens befleißen sollten. Sie pflegte auch öfters die Geschichte ihrer Vorfahren zu lesen; sie wählte aber nur Diejenigen aus, deren Leben in christlicher Andacht und Gottesfurcht vortrefflich waren. Hierher gehört das Leben des heiligen Stephanus, ersten Königs und Apostels von Ungarn, der durch seinen muthigen Glauben sein Volk von dem Götzendienst zu dem wahren Glauben Christi geführt. Dann folgte das Leben des heiligen Königs Ladislaus, welcher außerdem, daß er das glorwürdige Königreich Ungarn in Heilig-keit regierte und wider die Räuber und Heiden nach-drücklich beschützte, in der Freigebigkeit gegen die Armen, in Gerechtigkeit, im Eifer des Gebetes und anderen schö-nen Tugenden leuchtete. An dieses reihte sich an das Leben des heiligen Emmerich, der durch die Heiligkeit und Keuschheit, welche er mit seiner königlichen und tugendreichen Gattin aus Eingebung Gottes unversehrt erhielt, glänzend leuchtete. Am besten gefiel ihr das

Leben der heiligen Elisabeth, ihrer Base, welche mit himmlischen Verdiensten bereichert war, mit großen Mirakeln leuchtete und welche die römische, apostolische Kirche in die Zahl der Heiligen einverleibte und einschrieb. Das Leben dieser Heiligen und ihre großen Verdienste betrachtete sie in ihrem Herzen und erfreute sich alsdann innerlich, daß sie so herrliche Vorfahren und Blutsverwandte hatte, deren Wandel in ihrem gottseligen und heiligen Leben nachzueifern sei. Margarethens Sinn und Gedanken wurden mit Verwunderung erfüllt, wenn sie die so großen Tugendwerke, durch welche diese obengenannten Heiligen Gott so außerordentlich angenehm waren, betrachtete. Hierdurch ermunterte sie sich selbst, seufzte und wünschte, daß sie ebenso, wie diese, Gott wohlgefällig und andächtig dienen möchte. Zu diesem Ende rief sie dieselben um Hilfe an, damit sie dieses bei Gott erbitten möchten. Oftmals aber sagte sie, daß sie sich in ihren Andachtsübungen insbesondere bemühe, der heiligen Elisabeth, ihrer Base, in Frömmigkeit und Tugend nachzufolgen.

Zwölftes Kapitel.

Der seligen Margaretha immerwährender Eifer im Gebet und inbrünstige Betrachtungen.

Von einem beschaulichen und unaussprechlichen Eifer im Gebete war die selige Margaretha in ihrem Herzen

derart beseelt, daß sie allezeit um Mitternacht aufstund zu den Metten und sie niemals versäumte, noch viel weniger von der heiligen Messe oder den Tagzeiten wegblieb, es mußte denn nur sein, daß Krankheit sie daran verhinderte. Lange, ehe das Zeichen zu den Metten gegeben worden, stund sie auf und verrichtete ihr Gebet zu Gott vor ihrem Bette. Damit sie aber nicht von der Mutter Weckerin im Gebete überrascht wurde, so legte sie sich schnell wieder in's Bett, als das Zeichen gegeben wurde. Dann erhob sie sich wiederum von ihrem Lager, bezeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, küßte das Kruzifix, drückte es auf ihre Augen, nahm es mit sich und war die erste in der Kirche. Bis sich die Schwestern im Chore versammelten, pflegte sie bei dem Kreuzaltar oder bei einem Bildniß des gekreuzigten Heilandes dem Gebete obzuliegen. Nach der Mette verharrte sie oft bis früh Morgens in der Kirche im Gebete. Von Morgens früh bis Mittag lag sie ebenfalls dem Gebete ob und der Anhörung des heiligen Meßopfers. Das Stillschweigen beobachtete sie so sehr, daß sie mit Niemanden reden wollte, ja sogar mit ihren Eltern, Brüdern, Schwestern oder Denen, welche sie schickten, nicht, es sei denn, daß die Mutter Priorin ihr das Reden kraft des Gehorsams auferlegte.

Einstmals war die selige Margaretha in eifriges Gebet vertieft, als ihre Schwester ankam, sie zu besuchen. Dieses und noch der Umstand, daß während des Gebetes ihr ein Laden auf das Haupt fiel, konnte sie

in demselben nicht stören. In der größten Kälte, da die anderen Schwestern nach beendigtem Gottesdienste dem warmen Zimmer zueilten, blieb sie allein, mit einem schlechten, einfachen Kleid angethan, in dem Chor oder in einer Kapelle und verharrte im Gebet. Bis die Schwestern sich alle zum Mittagsmahle versammelten, betete sie in dem Kapitelhaus vor einem Kruzifix. Die finstern Orte und die Winkel des Klosters liebte sie außerordentlich, weil sie ihr als bequeme Zuflucht dienten, ihr Herz im Gebete vor Gott auszugießen. Im Refectorium oder Speisezimmer, wohin sie allezeit mit verschleiertem Angesicht und kreuzweise übereinander gelegten Händen gegangen, hat sie, neben der Bedienung Anderer, ihre Gebete zum himmlischen Bräutigam hinaufgeschickt, und wenn die Schwestern ihrer Dienste nicht mehr bedurften, so eilte sie in das Kapitelhaus, und hat dort, wie wir bereits erzählten, die übrige Zeit zum Gebete verwendet. Oftmals, wenn sie nur ein wenig Speise verkostet hatte, verhüllte sie mit dem Schleier wiederum ihr Angesicht und stellte Betrachtungen über Gott an. Nach der Complet verharrte sie im Gebet, bis die Kirche geschlossen wurde: oft aber bat sie die Schließerin, ihr Amt etwas später verrichten zu wollen. War aber die Kirche geschlossen, so begab sie sich in das Kapitelhaus zum Kruzifix, und da auch diese und andere Thüren geschlossen waren, so verfügte sie sich in ihre Zelle und verharrte vor ihrem Bette im Gebet und dies nicht selten, bis der Hahn krähte. Niemals wurde sie

dieser Andacht überdrüssig, weil ihr ganzes Leben ein immerwährendes Gebet war. Am Festabend der Geburt Christi des Herrn betete sie das Vater unser tausendmal, an den Vorabenden von Pfingsten aber tausendmal: „Komm, o heiliger Geist rc. rc.“ An den Vigilien der vier vornehmsten Frauentage betete sie tausendmal den englischen Gruß und bei jedem warf sie sich mit ganzem Leib auf die Erde nieder. Zu solchen Zeiten brachte sie ganze Nächte mit Wachen und Beten zu, ja wegen so vielfältigen Knieens waren ihre Kleider um die Kniee ganz fade, die Haut auf den Knieen aber ganz hart.

Zwei Wochen vor Ostern beschäftigte sich Margaretha in ihrem Geiste mit Betrachtungen des bittern Leidens ihres Erlösers, welches sie sich vorlesen und auslegen ließ, und zwar in ihrer Muttersprache. Sie hörte mit Seufzen und Weinen zu. An diesen Tagen saß sie niemals, sondern stund entweder aufrecht oder lag auf der Erde und war eifrig im Gebet, in der Demuth und in der Buße so, als sähe sie Christum vor ihr gegenwärtig wiederum auf's Neue leiden und sterben. Zu der Zeit, als am Palmtage die Passion in der Kirche gesungen wurde, ward sie in ihrem Herzen und an allen Gliedern des Leibes dermaßen erschüttert, daß Alle meinten, sie werde sterben. Am Gründonnerstag hat die selige Jungfrau nach vollendeter Fußwaschung und anderen kirchlichen Ceremonien noch den ganzen Psalter Davids langsam und mit andächtigster Betrachtung des Leidens Christi gebetet. Als am Charfreitage das ent-

blößte Kruzifix dem Volke gezeigt wurde, warf sie sich mit dem ganzen Leib auf die Erde nieder, verehrte das Kreuz demüthigst und betete den gekreuzigten Heiland an. Dabei schrie sie oftmals dermaßen auf, daß sie auch außer der Kirche gehört wurde; sie war ihrer nicht mehr mächtig und konnte ihren Ausbrüchen keinen Einhalt thun. Jenen ganzen Tag brachte sie auch zu mit inbrünstigem Gebet und vergoß dabei heiße Thränen wegen des unschuldigen Todes ihres Erlösers, als ob sie an demselben ganz allein Schuld wäre. Thränenbäche stürzten aus ihren Augen, ihre Wangen wurden dadurch ganz entzündet, ihr Hauptschleier und ihre Schweißtücher waren so naß, als wären sie in Wasser eingetaucht worden. Begab sie sich vom Gebete weg in ihre Zelle, so leuchtete ihr Angesicht von solcher Schönheit und Glorie, daß die Schwestern sie nicht anschauen durften, gleichwie die Kinder Israels das glorreiche Angesicht Moses, da er nach geendigtem Gespräch mit Gott vom heiligen Berg herabstieg, nicht ansehen konnten. Auch von den Bewohnern des Himmels wurde Margaretha in ihrem Gebete öfters besucht, mit denen sie freundliche Zwiegespräche hielt. Die anderen Schwestern hörten sie nicht nur einmal mit ihr reden während ihres Gebetes, obschon ihre Worte nicht klar vernommen werden konnten. Was aber ihr Gebet bei Gott vermochte, mag daraus erhellen, was man von ihren vielen Wundern erzählt; denn niemals begehrte sie von Gott etwas, das er nicht erhört hätte.

Dreizehntes Kapitel.

Der seligen Margaretha vielfältige Entzückungen und ihre außerordentliche Andacht zum hochwürdigsten Sacrament des Altars.

Entzückungen wurden ihr in ihrem Leben oft beschieden. Bisweilen sah man am Charfreitag, an dem Vorabend Mariä Himmelfahrt, wie auch zu anderen Zeiten, daß ihr Leib mehr als eine Elle hoch von der Erde erhoben wurde und daß sie so längere Zeit ohne jedwede anderweitige Hilfe frei in der Luft schwebte. Als sie einstens in der Vigil Allerheiligen vor den Metten längere Zeit im Chor gebetet hatte, da ist sie niedergesunken und gleichsam wie todt dagelegen, bis die Meßnerin, Schwester Helena, welche zugegen war und den ganzen Psalter Davids betete, fertig war. Nach so geraumer Zeit und nach vollendeter Andacht ermahnte die Schwester Helena Margaretha bald mit Worten, bald mit Zeichen, sie solle doch einmal aufstehen und ihrer Andacht mit Bescheidenheit pflegen. Als aber Helena gewahrte, daß die selige Jungfrau kein Zeichen von sich gab, erschrak sie sehr. Zweifelnd, ob Margaretha noch lebe, rief Helena die Schwester Olympias herbei. Auch diese hielt, wie Helena, Margaretha für todt. Endlich kam Margaretha zu sich, erhielt aber von der Schwester Olympias einen Verweis, auf welchen sie jedoch nicht antwortete. Als ihr die Schwester Helena nachher Vor=

würfe machte, daß sie ihr so großes Herzeleid verursacht und einen so großen Schrecken eingejagt, grüßte sie dieselbe und sagte freundlich zu ihr: „Ich bin nur eine kleine Weile so dagelegen.“ So kamen also der seligen Margaretha lange Stunden, in Entzückung und Betrachtung zugebracht, als eine gar kurze Zeit vor.

Ein anderes Mal, als sie im Advent in später Nachtzeit noch im Gebete versunken war, ließ sich über ihrem Haupte eine helle Flamme herab. Eine andere Schwester stand dabei und sah diese Erscheinung. Diese rief der Schwester Margaretha mehrmals, konnte aber von ihr keine Antwort erhalten. Deßwegen eilte sie ungesäumt in die Kirche, wo sie mehrere Schwestern betend fand. Diese eilten schnell mit ihr zurück, stunden verwunderungsvoll lange vor Margaretha, machten verschiedene Zeichen und verursachten allerhand Geräusch, um sie dadurch aufzuwecken: sie aber blieb in Entzückung und merkte von Allem nichts. Als sie endlich zu sich kam, hörte sie von den Schwestern, wie ein Feuer über ihrem Haupte schwebe; alsobald schlug sie selbiges mit der Hand hinweg, und die Flamme verschwand mit Hinterlassung eines angenehmen Geruches, dessen Lieblichkeit längere Zeit zu verspüren war. Margaretha wollte aber nicht, daß solches offenbar würde, deßhalb verpflichtete sie die anwesenden Schwestern zur größten Verschwiegenheit.

Als der **P.** Provincial F. Marcell einstmals der Schwester Stephana befahl, sie solle Margaretha zu ihm

an's Sprechgitter kommen lassen, ging sie eilends hin und wollte ihr den Willen ihres Obern kund thun. Sie fand sie aber eifrigst betend in ihrem Bethause, das ihr von ihren königlichen Eltern erbaut und mit vielen Heiligthümern und Bildern ausgeschmückt worden war. Hierher verfügte sie sich gewöhnlich, wenn sie allein beten wollte. Die Schwester Stephana fand Margaretha so im Gebete vertieft, daß sie ihr keine Antwort gab. Sie lief deßhalb alsogleich zum P. Provincial und sagte ihm solches. Dieser schickte die genannte Schwester wohl sieben bis acht Mal an Margaretha ab, erhielt aber niemals eine Antwort. Nach einer Weile stund sie vom Gebete auf und Schwester Stephana sprach alsdann zu ihr: „Meine Schwester, du hast schwer gesündiget, da du mich so sehr mit Laufen ermüdet hast," worauf Margaretha erwiderte: „Warum hast du mir denn nicht gerufen?" Sie hörte also von allem Rufen nichts.

Noch mehr Entzückungen hatte sie, wenn sie die Liebe des hochwürdigsten Sacramentes des Altars entflammte. Denn dieses verehrte die selige Jungfrau derart andächtig und inniglich, daß sie unter der heiligen Messe, von der Wandlung bis zur Communion, inbrünstig und bitterlich weinte. Die so große Inbrunst ihrer Andacht war Ursache, daß sie der leiblichen Sinne für beraubt und gleichsam als todt gehalten wurde. Wollte sie das hochwürdigste Gut empfangen, so genoß sie den Tag vorher nur Wasser und Brod, die ganze Nacht brachte sie zu mit Wachen, Geißeln, Beten

und Betrachtungen. Und auf solche Weise erwartete sie die Ankunft ihres himmlischen Bräutigams Jesu Christi. Nahte nun die Zeit zur heiligen Communion heran, so warf sie sich mit ausgestreckten Armen nieder auf die Erde unter häufigen Thränen und mit der größten Andacht bereitete sie sich so auf den Empfang dieser Engelsspeise vor. Oftmals wurde sie dabei im Geiste entzückt und von den Schwestern für todt gehalten. War sie nach Empfang des hochwürdigsten Sacramentes mit keiner Entzückung begabt, so hielt sie den Schwestern, die noch zur heiligen Communion hinzu gingen, das Speisetuch vor, damit sie die Gegenwart ihres Herrn und Heilandes länger genießen konnte. An dem Tage, da sie die wahre Engelsspeise empfing, verharrte sie unabläßlich im Gebet und erst lange darnach genoß sie ein wenig Speise.

Vierzehntes Kapitel.

Der seligen Margaretha großes Verlangen, in der Vollkommenheit stets zuzunehmen.

Auf daß die selige Margaretha in der Vollkommenheit stets zunehme, pflegte sie die Schriften des vortrefflichen Johann Cassian zu lesen, worin das Leben und die Unterredungen der alten Väter und Heiligen beschrieben sind. Mit großer Begierde hörte sie auch die

Predigten an. Oefters geschah es, daß diejenigen Prediger, deren Lehren sie gern anhörte, auf wunderbare Weise länger predigten, als sie solches zu thun Willens waren.

Einstens vertraute ihr der P. Provincial, ein gar geistreicher und gottesfürchtiger Diener Gottes, in einem geistlichen Gespräch an, wie oft und inbrünstig er zu Gott gebetet, damit er sich würdige, ihm zu erklären, welches die rechte Art und Weise gewesen sei, kraft derer die alten heiligen Väter sich um die göttliche Majestät so verdient gemacht hätten, daß sie eine so hohe Stufe der Vollkommenheit im geistlichen Leben erreichten. Und da er Nachts einstmals erwachte, habe er ein Buch mit goldenen Buchstaben geschrieben gesehen, und klar die Worte vernommen: „Bruder, steh' auf und lies!" Sogleich sei er aus dem Bett herausgesprungen und habe folgende göttliche Worte gelesen: „Das war die Vollkommenheit der alten, heiligen Väter: Gott lieben, sich selbst verachten, keinen Anderen verschmähen oder über ihn urtheilen." Diese Lehre fand so tiefe Wurzel im Herzen Margarethens, daß ihre Werke und Gedanken allein dahin zielten, wie sie Gott lieben, sich selbst verachten, hingegen aber Andere rühmen und groß machen könnte. Dies war der Weg, welcher die selige Jungfrau zur höchsten Vollkommenheit geführt hat und zwar dergestalt, daß sie Allen Richtschnur, Regel und Vorbild war, recht zu leben. Wenn daher die Schwestern einen Fehler begingen, so pflegten sie einander zu strafen, sprechend:

„Dies ist fürwahr nicht in der Regel unserer gottseligen Margaretha!“

Aus dieser Wurzel entsprossen auch jene schönen Lehrstücke der geistlichen Vollkommenheit, welche sie Andern mittheilte.

Als Margaretha von der Schwester Katharina öfters gebeten wurde, sie wolle ihr doch die rechte Weise zu beten sagen, da gab sie zur Antwort: „Schwester, übergib Gott deinen Leib und deine Seele und laß dein Herz allezeit bei ihm sein, so daß weder der Tod, noch eine Betrübniß, noch sonst was Anderes von dessen Liebe dich mag trennen, alsdann wirst du recht beten.“

Wenn bisweilen die Schwestern aus Mitleiden zu ihr sagten, sie solle von der gar zu großen Strenge des harten Lebens nur auch ein wenig nachlassen, damit sie sich ihre Lebenstage nicht selbst verkürze, nebenbei möchte sie auch noch ihrer königlichen Hoheit doch nicht ganz vergessen; so sprach sie zu ihnen: „Wer weiß, daß er lange zu leben habe, der mag sich eines strengen, bußfertigen Lebens entledigen und von Tag zu Tag dann aufschieben, was er heute noch verrichten könnte. Ich aber weiß nicht, wie lange ich leben werde und ob mich mein Schöpfer über kurz oder lang von dieser Welt zu sich abrufen wird. Zudem ist es schändlich, wenn man Ehre, Wollust und wochenlange Ruhe in den Klöstern sucht oder verlangt; denn das Kloster ist kein Ort für Diejenigen, die der Welt Glückseligkeit suchen, sondern eine Nahrung für Jene, welche dem Himmlischen und

Ewigen inbrünstig nachtrachten." Andere, welche sich bei der seligen Margaretha über die Strenge des Gehorsams und die Länge des Gebetes beklagten, gab sie zur Antwort: „Es sei besser, geschwind gehorsamen, als langsam und viel essen; lang beten und weinen, als recht geschwind essen." Auf das Eifrigste ermahnte sie die Schwestern, daß sie für die Kranken und Bedürftigen, welche sie zu Zeiten sehen und ihnen auf keine Weise helfen könne, wenigstens ein Ave Maria beten und Gott um seine Hilfe anrufen sollten. Sie stund auch in großem Ansehen bei dem König Bela, ihrem Vater, und bei dem König Stephan, ihrem Bruder. Diese ersuchte sie namentlich, daß sie die Gerechtigkeit, welche Gott am wohlgefälligsten ist und deren Vernachlässigung er damit bestraft, daß er die Königreiche von einem Geschlechte dem andern überträgt, fleißig und gewissenhaft handhaben sollen und durchaus nicht gestatten, daß die Altäre, Kirchen und geistlichen Güter verwüstet, tyrannischer Weise unterdrückt und dem Muthwillen der Kriegsleute zum Raub werden. Ferner sollen sie die armen Wittwen und Waisen in ihren Rechten allezeit beschützen. Und sie ist fast in Allem, was sie sowohl von den Königen, als von Andern begehrte, erhört worden, weil ihrem Verlangen schon Niemand an und für sich entgegen sein wollte wegen ihrer bekannten Heiligkeit.

Fünfzehntes Kapitel.

Die selige Margaretha trug wegen fremder Sünden und menschlicher Bedrängnisse großes Leid, verlangte auch inbrünstig um Christi willen gemartert zu werden.

Auf Anstiftung des bösen Feindes, wie auch durch die Beihilfe verruchter Menschen, brach zwischen dem König Bela und seinem Sohne Stephan ein Krieg aus, der so bitter und grausam geführt wurde, daß nicht nur die Kirche im Lande Ungarn, sondern auch noch in den andern, der ungarischen Krone unterworfenen Ländern, geängstigt und zerstreut, auch die Klöster und geistlichen Häuser bedrängt und beraubt und dadurch viele unschuldige Menschen ins äußerste Elend gestürzt wurden.

Es war eine solche Verheerung, daß weder Alter, noch Geschlecht geschont wurde, sondern Alle mußten ohne Unterschied große Noth leiden. So groß war die Menge und Bosheit der begangenen Laster, daß kaum die Einfälle der Mongolen so viele Unmenschlichkeiten aufzuweisen hatten. Als Margaretha solches vernahm, tödtete sie ihren Leib mit Fasten, Bußkleidern und Geißeln noch viel mehr ab, als dies sonst der Fall war. Tag und Nacht brachte sie im Gebete zu, beweinte theils das Laster der aufrührerischen Menschen, theils die Unterdrückung der Bedrängten. Sie hat auch die Brüder und Schwestern nicht nur ihres Ordens, sondern auch

noch viele andere andächtige Menschen inständig gebeten, daß sie den gütigen Gott um seine Hilfe ernstlich anrufen möchten, auf daß er mit seiner allmächtigen Hand die erbitterten Gemüther wiederum vereinigen, die Unschuldigen beschützen und seine mit dem kostbaren Blute Christi erlös'te Kirche erretten und bewahren wolle. Die Schwestern wurden beinahe böse, daß Margaretha dieser Sache wegen so bitterlich weinte und sprachen: „Was geht es doch dich an? Was liegt dir daran, daß du dich diesfalls so sehr kümmerst?" Da sagte die selige Jungfrau mit tiefem Seufzer: „Die so elend und erbärmlich in Stücke zerrissene Kirche Gottes, die die Mutter eines jeden wahren Christen ist, wird allwärts so schrecklich geängstigt und ihr fragt noch, was es mich angehe? Bin ich denn nicht auch eine aus ihren Töchtern? Hat sie mich nicht sammt euch durch das heilige Sacrament der Taufe wiedergeboren? Warum sollte ich denn ihren so elenden Zustand und großes Wehe nicht bedauern?" Mit diesen und ähnlichen Worten hat sie ihre Schwestern, welche sie bestraften, besänftigt und ihr Herz zu gleichem Mitleiden bewegt. Um übrigens den gerechten Zorn des göttlichen Richters zu beschwichtigen, erfand sie neue Bußwerkzeuge. Außer dem härenen Kleide und eisernen Gürtel, die sie gewöhnlich zu tragen pflegte, bediente sie sich eines drei Finger breiten Gürtels aus einer Igelhaut, deren Stacheln auf den bloßen Leib gerichtet waren. Die übriggebliebenen Igelsstacheln ließ sie um eine Ruthe winden und durch die Dienstmägde sich damit

geißeln. Sowohl diesen Gürtel, als auch die Ruthe zeigte der gottselige Mann, der sechste Ordensgeneral, den Schwestern, wie auch den Brüdern, welche im Jahre 1273 auf das Generalcapitel nach Pest kamen. Solches Gebet der heiligen Margaretha war aber nicht vergebens; denn Gott, der nach seinen unerforschlichen Absichten Alles lenkt, machte auch diesem Aufruhr ein Ende.

Nicht bloß wegen fremder Sünden und um des Nächsten willen that Margaretha sich solche Pein an, sondern auch vorzugsweise aus inbrünstiger Liebe gegen ihren himmlischen Bräutigam; ja, sie unterzog sich deßhalb den grausamsten Martern. Da sie einstmal das Leiden des heiligen Jakobus, des Zerschnittenen, der auf Befehl eines Königs in Persien gliedweise zerschnitten wurde, gehört hatte, sprach sie zu der Schwester Helena: „Gefällt dir dieses, was du hörest?“ „Freilich,“ sagte Helena, „habe ich ein großes Wohlgefallen daran, aber was hilft es mich, wenn ich's nur anhöre, aber nicht darnach handle?“ Darauf erwiederte Margaretha: „O wollte Gott, ich hätte zu jener Zeit gelebt und es wäre mir das Glück beschieden worden, daß ich meiner Glieder nach und nach beraubt und endlich wie dieser Heilige enthauptet worden wäre!“ Solches sprechend, gab sie zu erkennen, daß sie hierzu jeden Augenblick bereit wäre.

Solche Worte konnte man von ihr hören, so oft an den Vigilien die Thaten der Martyrer erzählt oder gelesen wurden. „Wollte Gott,“ sprach sie, „daß jetzt eine solche Zeit der Verfolgung statt fände, damit ich

um Christi willen gemartet würde! Aus Liebe gegen ihn wollte ich mich gerne enthaupten oder gar verbrennen lassen. Auf daß aber die Schmerzen meines Leibes länger dauerten, möchte ich lieber langsam gemartert werden." Besonders aber lobte sie die heiligen Jungfrauen, die mit ihrem Blute für Jesum Christum zeugten und wünschte inniglich, daß sie zu dieser Zahl gehörte. Als das Gerücht allenthalben sich verbreitete, daß die Mongolen wiederum ins Ungarnland einfallen würden, sprach sie: „Ich will schon beten, daß sie nicht kommen und dem christlichen Volk keinen Schaden zufügen. Was mich betrifft, so wollte ich, daß sie schon da wären, und daß ich durch ihre Hände eine Martyrin würde und zu meinem himmlischen Bräutigam scheiden könnte."

Sechszehntes Kapitel.

Die selige Margaretha war mit prophetischem Geiste begabt und hat geweissagt.

Mit dem Geiste der Weissagung war sie von Gott begnadigt und hat nicht nur zukünftige Dinge vorausgesagt, sondern auch die innersten Herzensgedanken ihrer Schwestern entdeckt. Da sie erst zwei Jahre alt war, wie früher schon angedeutet wurde, und ihr Vater, der König Bela, aus Dalmatien zurückkam, weil selbiges von den Mongolen bedrängt ward, stund Friedrich, Her-

zog von Oesterreich, wider Bela auf. Da fragte die Königin, was das abermals zu bedeuten habe und was das Ende dieses Krieges sein werde. Darauf gab die unschuldige Margaretha zur Antwort, ihr Herr Vater werde Sieger sein, was auch hernach wirklich der Fall war. Obwohl das ungarische Kriegsheer großen Schaden litt, so wurden doch die Deutschen geschlagen und Herzog Friedrich verlor sogar sein Leben.

Eine Schwester, mit Namen Petronilla, aus edlem Geschlecht, dachte eines Abends bei der Collation in ihrem Herzen nach, wie sie in diesem Kloster mit so schlechten Kleidern und in einem so unansehnlichen schwarzen Mantel einhergehen müsse, wie sie hingegen zu Haus bei ihrem Vater so schön und köstlich wäre gekleidet gewesen, ganz nach ihrem Wunsche. Weil sie nur noch eine Novizin und jung an Jahren war, hing sie derlei Begierlichkeiten geraume Zeit nach. Diese Gedanken wußte Margaretha, ungeachtet Petronilla in der Collation so weit von ihr saß, daß sie von der seligen Jungfrau kaum gesehen werden konnte. Nach vollendeter Collation rief sie Petronilla zu sich, wirft derselben diese ihre Gedanken und eitlen Begierden vor und gibt ihr einen sanften Verweis also sprechend: „Ich sehe, meine Petronilla, daß du jetzt schön bist und dir gefällst in einem zierlichen Kleid.“ Sie gab ihr zu gleicher Zeit zu verstehen, daß sie in Zukunft mit dergleichen eitlen Gedanken keine Zeit mehr verlieren solle. Darob schämte sich die Schwester und bat Margaretha, sie wolle doch

ihr mit ihrem Gebete zu Hilfe kommen. Das that auch die selige Jungfrau mit willigem Herzen, weil sie sich das Heil ihres Nächsten allezeit sehr angelegen sein ließ.

Eine andere Schwester, mit Namen Alinka, ebenfalls edeln Geschlechts, litt an einem Adventssonntage, als sie mit andern Schwestern im Refectorium das Nachtmahl einnahm, an heftigem Herzleiden und keine der Schwestern nahm sich ihrer an. Da sagte sie bei sich selbst: „Wäre ich nicht im Kloster, sondern bei meinen Eltern, so würden hoffentlich mehrere um meine Gesundheit besorgt sein." Als darauf die Schwestern nach Tisch in gewöhnlicher Ordnung in den Chor gingen, blieb Alinka wegen ihres Herzleidens allein stehen. Nach vollendeter Danksagung aber kamen die Schwestern wiederum. Die selige Margaretha ging sogleich zu dieser Kranken hin und fragte sie: „Wie geht es dir? Mit welcher Krankheit, meine liebe Schwester, bist du behaftet?" Sie antwortete: „Wie es mir geht? Siehe, wo ich bin." Da sagte Margaretha zu ihr: „Gedenkest du wegen dieser Schmerzen den Orden zu verlassen? Reuet dich der geistliche Stand?" Und hielt ihr so Alles vor, was sie bei ihrem Leiden dachte. Hierauf getraute Alinka die selige Schwester drei Tage lang nicht mehr anzuschauen, weil sie die Gedanken ihres Herzens wußte. Dieses geschah drei Jahre vor dem Tode der seligen Jungfrau.

Eine andere Schwester adeliger Abkunft, mit Namen Katharina, Vorsängerin im gleichen Kloster, trug einst-

mals die ganze Tischzeit über einen Widerwillen, Haß und Groll gegen eine gewisse Schwester; sie suchte ihre Gedanken sorgfältig zu verbergen unter der Maske eines freundlichen Aussehens. Diese ihre geheimen Gedanken wurden der seligen Margaretha durch göttliche Eingebung kund. Nach beendigtem Essen und vollendeter Danksagung rief sie Katharina zu sich und frug dieselbe, welche Gedanken während des Essens sie in ihrem Herzen habe aufkommen lassen. Die Schwester wollte mit der Sprache nicht heraus und sagte: „Ich habe von den Speisen genossen und mit diesen waren auch meine Gedanken beschäftigt.“ Jetzt erzählte ihr nun die Schwester Margaretha ihre bösen Gedanken und ermahnte sie mit Liebe, fürder ihr Herz mit solchen bösen Gedanken nicht mehr zu erfüllen, noch ihr Gemüth mit rachsüchtigen Gedanken zu beflecken. Hiefür sagte die Schwester Katharina der seligen Margaretha Dank, daß sie ihr kraft geistlicher Offenbarung das Heil ihrer Seele hat so angelegen sein lassen und nahm obige Ermahnung mit demüthigem Herzen an; sie bat auch die selige Jungfrau, sie wolle ihr mit ihrem Gebete behilflich sein, auf daß sie in Zukunft durch solche Verirrungen nicht mehr sich versündige.

Die schon oben berührte Schwester, welche mit der seligen Margaretha Fleisch holte und deren Skapulier statt dem der seligen Jungfrau schmutzig wurde, war hierüber innerlich zornig geworden. Diesen heimlichen Zorn hat ihr die selige Jungfrau sogleich entdeckt und

ihr Gemüth wiederum besänftigt. Gleiches wiederfuhr auch der Schwester Sabina, als diese wegen einer ihr zugefügten Unbild im Herzen sich darob heimlich erzürnte. Die selige Margaretha wußte auch den Tag und die Stunde ihres seligen Ablebens lange vorher.

Siebzehntes Kapitel.

Der seligen Margaretha letzte Krankheit und ihr Hinscheiden aus dieser Welt.

Besonders in ihren letzten Tagen war sie mit dem Geiste der Weissagung beständiger begnadigt. Nachdem die selige Jungfrau durch treffliche Uebungen aller Tugenden Tag und Nacht und von ihren kindlichen Tagen an Christo ihrem himmlischen Bräutigame zu gefallen sich bemühte, kam endlich die von Ewigkeit bestimmte Stunde an, wo sie von dieser Welt in den Himmel abfahren sollte, um dort die wohlverdiente Krone ihrer so großen Verdienste zu empfangen. Die Zeit ihres Hinscheidens wurde ihr schon ein Jahr vorher geoffenbaret. Als dieses nun bald verflossen war, sagte sie noch bei frischer Gesundheit den 8. Januar zu den Umstehenden, daß sie nach zehn Tagen sterben werde. Zu dieser Zeit war gerade eine der Schwestern verschieden, bei welcher nach dem Ordensgebrauche auch die selige Jungfrau mit den andern wachte. Da sprach sie zu der Schwester Olympias und andern ältern Schwestern, die

sich eben von dem ihnen bevorstehenden Tod unterhielten: „Liebste Mutter! ich werde aus euch Allen dieser abgelebten Schwester zuerst folgen.“ Zu den andern Schwestern aber, die ihre Blutsverwandten waren, sagte sie: „Meine liebsten Schwestern! ich werde bald sterben; ich bitte euch nur um das Einzige, begrabt mich im Chor zum Altar des allerheiligsten Kreuzes. Sollte ich aber dort den Schwestern einen Schrecken verursachen, so begrabet mich in mein Bethaus. Fasset an meinem Leib keinen Abscheu, daß er etwa übel riechen werde, denn nicht ein böser Geruch wird von ihm ausgehen.

All' dies, was sie vorhersagte, ging in Erfüllung. Drei Tage hernach wurde Margaretha von einem heftigen Fieber befallen und in das Bett gebannt. Das Fieber verließ sie nicht bis zu ihrem Tode. Als nun die andern Schwestern sahen, daß sie so schwer krank sei, machten sie solches allen Conventen ihres Ordens kund. Gleich erschien dann der P. Provincial Michael mit F. Marcell, dem vorigen Provincial, im Kloster. Nachdem sie eine Generalbeicht mit der größten Andacht abgelegt, begehrte sie, daß ihr das hochwürdigste Gut gereicht werden möchte. Als es gebracht wurde, empfing sie es mit höchster Andacht und Demuth Leibs und der Seele, und später wurde ihr für den letzten Streit auch noch das heilige Sacrament der Oelung ertheilt, das sie ebenfalls mit der größten Andacht im Beisein obiger zweier Geistlichen empfing.

Nachdem sie mit allen Sterbsacramenten versehen

worden war, nahm sie von allen Hausgenossen mit besonderer Fröhlichkeit Abschied, ermahnte sie zur Gottesliebe, zur Verachtung der Welt, zur immerwährenden Verharrung in guten Werken und zur Geduld in Widerwärtigkeiten. Sie redete ihnen auch zu, daß sie zu allen Zeiten jene himmlische Belohnung vor Augen haben sollten, womit Jesus, der süßeste Bräutigam, Diejenigen beschenkt, die ihm mit wahrer und aufrichtiger Liebe zugethan sind. Alle Umstehenden trauerten und weinten. Hiernach gab sie der Mutter Priorin, welche dazumal die Schwester Elisabeth war, den Schlüssel zu ihrer Truhe, worin ihre kostbaren Schätze verborgen wären. Die Truhe wurde beiseits an einen Ort gebracht und von den Schwestern geöffnet. Und siehe da die Schätze! Da zog die Mutter Priorin dieser königlichen Tochter Kleinode hervor: zwei härene Kleider, wovon eines ganz zerrissen, das andere aber noch ziemlich neu war, einen eisernen, zwei Finger breiten Gürtel, welchen sie auf bloßem Leib unter dem härenen Kleide zu tragen pflegte, auch einen Gürtel aus stacheliger Igelshaut und verschiedene Geißeln, die mit Igelsstacheln umwunden waren. Anstatt der gestickten königlichen Schuhen fand man diejenigen, in welcher die eisernen Nägel inwendig angebracht waren, und die sie mit so großen Freuden zu tragen pflegte. Dies waren jene unschätzbaren Reichthümer, mit deren Werth die Kirche Gottes bereichert wurde und damit den Heilsbedürftigen zu Hilfe eilte.

Die Zeit aber, welche der seligen Margaretha noch zu leben gegönnt war, brachte sie in andächtigen Gesprächen mit Gott zu und wurde in seiner Liebe, kraft welcher sie ihre Eltern sammt der königlichen Hoheit verließ, immer mehr und mehr entzündet, je näher sie dem Tode war. Aus dieser Liebe Antrieb betete sie öfters den dreißigsten Psalm Davids und als sie jene Worte aussprach: „Herr! in deine Hände befehle ich meinen Geist," hat sie ihre Seele beim ersten Hahnenschrei in die Hände des himmlischen Bräutigams aufgegeben, den 18. Januar, der ein Sonntag war, im Jahre 1270, ihres Alters achtundzwanzig Jahre.

Achtzehntes Kapitel.

Die große Glorie der seligen Margaretha wurde mit verschiedenen Zeugnissen vom Himmel angedeutet.

Nach dem Hintritt der seligen Margaretha war ihr Angesicht und ihr ganzer Leib so schön anzusehen, daß sie auch todt gleichsam eine glorreiche Unsterblichkeit zeigte. Als daher Philippus, der Erzbischof von Gran, den Leib der in Gott selig verschiedenen Jungfrau angesehen, sprach er zu den Schwestern, die wegen ihres Todes sehr betrübt waren und bitterlich weinten, sie sollten sich vielmehr erfreuen, daß Margaretha selig sei und wahrhaftig mit Christo in der himmlischen Glorie

herrsche, indem an ihrem Leib die Kennzeichen der Auferstehung so sichtbarlich hervorstrahlen.

Außer dem wunderbaren Geruche des Leichnams der seligen Margaretha und der vielen Wunder, die durch sie gewirkt wurden, hat auch Christus, der König der Glorie und Herrlichkeit, die himmlische Würde dieser seiner liebsten Braut mit vielen herrlichen Erscheinungen angezeigt. Eine Klosterfrau, zum Prämonstratenser-Orden gehörend, die in dem Kloster St. Michaelis auf der Insel Unserer lieben Frau lebte, sah wenige Tage vor dem Tode der seligen Jungfrau Margaretha, wie die glorwürdigste Mutter Gottes, die eine Krone von unschätzbarem Werth und unvergleichlicher Herrlichkeit trug, von einer großen Anzahl Heiligen und Engel begleitet, nach dem Kloster der seligen Margaretha eilte und dort selbige mit großer Herrlichkeit krönte und sie über einen Steg, mit himmlischer Kunst gebaut, in Begleitung der Heiligen, unter schallendem Lobgesang der Engel, in den Himmel einführte. Dieses Gesicht hat genannte Klosterfrau vor dem päpstlichen Commissär mit einem Eid bekräftigt.

Eine andere Schwester aus dem gleichen Orden, aber zu Pest wohnend, hat zur Zeit des Hinscheidens der seligen Margaretha einen hellleuchtenden Stern, der seinesgleichen nicht hat, aus dem Kloster Unserer lieben Frau langsam aufsteigen sehen, der sich sofort in den Himmel erhob. Als sie sich ob diesem Gesichte verwunderte, hat sie die Engel, deren viele dabei waren

und fröhlich sangen, gefragt: was doch dieser so hell-glänzende und so wunderbar schimmernde Stern bedeute. Diese gaben ihr zur Antwort: „Dieser Stern ist Margaretha, die Tochter des Königs Bela, welche die Erde verließ und jetzt zur himmlischen Wohnung aufsteigt.“

Ein Geistlicher aus dem Predigerorden, Petrus mit Namen, aus Raab gebürtig und Lector der heiligen Schrift, hat in der Nacht, als Margaretha verschied, nach vollendeter Messe im Schlaf diese Stimme gehört: „Das Lämmlein ist gestorben!“ Da er solches in der Frühe seinen Brüdern erzählte, bezogen sie diese Rede insgesammt auf die selige Margaretha. Und als der Pater später zu dem Kloster Unserer lieben Frau kam, vernahm er, daß gerade in jener Nacht, als er diese Stimme hörte, Margaretha verschieden sei.

In gleicher Nacht wurde einer adeligen Frau, die etwa 26 bis 30 Meilen vom Kloster entfernt lebte, der Tod Margarethens kund gethan. Denn als besagte Frau Morgens früh aufstund, redete sie ihren Gemahl also an: „Liebster Ehegemahl, es ist dir bekannt, daß ich die Klosterfrau Margaretha, Tochter des Königs Bela, niemals persönlich kannte, und doch versichere ich dir, daß sie heute Nacht aus diesem Leben geschieden ist; denn ich habe im Geiste gesehen, wie sie mit großer Glorie in den Himmel hinaufstieg, wobei sie mich also anredete: „Ihr beiden Eheleute seid der Verzeihung der Sünden benöthigt. Damit ihr sie aber abbüßet; so gehet hin zu meinem Grabe, dort wird euch die

Barmherzigkeit Gottes zu Theil werden." Als dies der Edelmann hörte, sprach er den ganzen Tag kein Wort, schwang sich später auf sein Roß und ritt dem Kloster zu, um die Sache recht zu erfahren. Da wurde er nun inne, daß Margaretha in gleicher Nacht, als seine Frau obige Worte zu ihm sprach, verschieden sei. Hierüber lobte der Edelmann Gott und die selige Jungfrau Margaretha und erzählte das Gesicht seiner Gemahlin und auch seinen Brüdern.

Ein Geistlicher aus dem Predigerorden, im Kloster zu Raab wohnend, Namens Roman, starb einige Zeit vor Margaretha. Nach etlichen Tagen erschien dieser seinem P. Prior, denselben inständig bittend um sein Gebet und das heilige Meßopfer, weil er noch in den Flammen des Fegfeuers schmachte. Der P. Prior fragte ihn, wie es der Schwester Margaretha, des Königs Bela's Tochter, ergehe, die vor zwanzig Tagen das Zeitliche gesegnet habe. Roman antwortete: „Die Schwester Margaretha wurde sogleich in den Himmel getragen, sie steht auf der rechten Seite Gottes, angethan mit einem goldenen Kleid von allerlei Farben."

Neunzehntes Kapitel.

Margaretha wird begraben.

Der Leib unserer seligen, in Gott verschiedenen Margaretha wurde nach dem Gebrauche ihres Ordens

noch selbige Nacht, nachdem die Abwaschung, die Ankleidung und die heiligen Gebete verrichtet waren, welche für die abgeschiedenen Brüder und Schwestern vorgeschrieben sind, zur Ruhe geleitet. In Begleitung aller Schwestern des ganzen Klosters wurde die irdische Hülle Margarethens processionsweise in die Kirche unter den Chor getragen und dort beigesetzt. Die Schwestern brachen in ein unsägliches Klagen und Trauern aus, da sie sich der süßesten und mildesten Mutter, ja eines Spiegels aller Heiligkeit, beraubt sahen. Wegen der großen Menge der Menschen, die herbeiströmten, blieb der heilige Leichnam vier volle Tage unbegraben. Denn zu ihrem Leichenbegängniß kamen ihre königlichen Eltern, viele Fürsten, der ganze Magistrat, der Erzbischof von Gran, der Bischof zu Waizen mit vielen andern Bischöfen und Prälaten, wie auch eine Menge Priester und andere Personen geistlichen Standes aus allen Orden, auch fanden sich eine Menge Edelleute und Menschen aus allen Ständen ein. Da der Erzbischof die Ordensbrüder und insbesondere die Schwestern inniglich trauern und seufzen sah, so hub er den Schleier, womit der Todten Angesicht bedeckt war, auf und an dem wunderbaren Glanze desselben erblickte er das Zeichen der Unsterblichkeit. Auf daß er nun die Weinenden trösten möchte, redete er die Umstehenden mit unterdrückten Zähren also an: „Warum trauert und weinet ihr über die Tochter des ewigen Königs? Warum erfreuet ihr euch nicht vielmehr mit ihr, indem ihr aus ihrem glorreichen Angesicht au-

genscheinlich ersehen könnet, daß die Krone der ewigen Seligkeit ihr schon zu Theil wurde?" Alsdann hat man den Leichnam in einen Sarg gelegt und was zum Begräbniß nöthig war, vorgenommen und der Erzbischof legte zu diesem Acte seine Pontifical-Kleider an. Die Leiche wurde in einer herrlichen Prozession zum Altare Unserer lieben Frau getragen. Dort sang der genannte Erzbischof das Amt und nahm nachher die üblichen Ceremonien vor. Dann wurde der Sarg in das Grab gesenkt, welches beim genannten Altare war, jedoch noch nicht mit Erde bedeckt, sondern nur mit einem Schleier. So verblieb der Leichnam etliche Tage.

Als der jungfräuliche Leichnam einen unaussprechlichen Geruch um sich verbreitete, da befahlen der P. Provincial Michael F. Marcell und andere Geistliche im Namen des heiligen Geistes und unter Androhung der Excommunication, zu bekennen, ob sie nicht, oder etwa Andere mit ihrem Vorwissen dem Leib mit Blumen, Salben oder wohlriechenden Specereien diesen Geruch beigebracht hätten. Sie aber betheuerten Alle heilig, daß nichts dergleichen weder von ihnen, noch von Andern mit ihrem Vorwissen geschehen sei. Er ließ sie abermals zu sich kommen und zwar jede Schwester einzeln, forschte sie mit allem möglichen Fleiß aus und ermahnte sie zu bedenken, was für eine große Sünde und Unbild jener Mensch Gott zufügte, der sich unterstünde, einen solchen Betrug zu begehen. Dergleichen wiederholte er ihnen in der heiligen Beicht. Durch nichts

konnte aber erwiesen werden, daß dieser Geruch von der Menschen Kunst herrühre. Sechs Tage nach dem Begräbniß kam der Bruder Petrus von Raab, der später zum Provincial erwählt wurde, zum Grabe der seligen Margaretha. Als aus dem Grabe ein so angenehmer Geruch stieg, griff er das Haupt und die Hände des todten Leichnams an und siehe da! der Geruch verstärkte sich immer mehr und mehr. Da sprach er zum P. Provincial: „Hier ist ein unglaublicher Geruch, habe acht, Vater, daß er nicht durch Kunst oder List erzeugt sei!" Der Provincial erwiderte ihm auf diese Rede, er habe Allem auf das Sorgfältigste und Genaueste nachgeforscht und nicht den geringsten Betrug zu entdecken vermocht.

So lange nun das Grab unbedeckt verblieb, verharrten die Schwestern so andächtig und ehrerbietig dabei, daß sie es niemals außer der Chor- und Tischzeit verließen. Den 14. Januar aber wurde durch zwei Steinmetzen aus der Lombardei: Albert und Peter, das Grab mit einem gewöhnlichen Stein überlegt. Auch diese beiden Männer empfanden den angenehmen Geruch und bezeugten es. Innerhalb dreier Monate endlich verfertigten diese beiden Meister ein herrliches und köstlich zubereitetes Grab aus rothem Marmor. Als sie den zuerst hingelegten Stein wieder wegnehmen mußten, empfanden sie einen so lieblichen Geruch, wie die auserlesensten Blumen aus den Gärten und die vortrefflichsten Specereien aus den Apotheken nicht zu geben vermochten.

Gott verherrlichte seine heilige Dienerin schon in ihrem Leben durch mannigfache Wunder, mehr aber noch nach ihrem Tode. Viele davon sind durch glaubhafte Zeugnisse erhärtet und ihrer Lebensbeschreibung beigefügt worden.

Kleinigkeiten.

1.

Die Leser der Trösteinsamkeit erinnern sich noch der Klostergeschichte im XII. Bändchen, wo eine Klosterfrau erzählt, was die Schwestern in Pforzheim ausgestanden, als man sie mit Gewalt vom heiligen Glauben der Kirche abwendig machen wollte.

Hier folgt zu jenem Berichte ein Nachtrag.

Anno 1562 haben die markgräflichen Gesandten den wohlehrwürdigen Herrn und Vater Petrus Dosflerius gefänglich in dem Prediger Kloster zu Pforzheim angegriffen, der dazumal Prior war, und den lieben, frommen Vater mit eisernen Ketten gebunden, von seinem Kloster über den Markt geführt, das war an St. Augustinus-Tag, wie einen Schelmen und Dieb; da solches die Mütter und Schwestern im Kloster erfahren, sind sie sämmtlich auf ihren Kornkasten geloffen und gesehen ihren lieben Beichtvater daherführen wie einen Mörder; da ist nichts anders gewesen, denn schreien und weinen über alle Maßen, daß es ein stei-

nernes Herz hat sollen bewegt haben; da der liebe fromme Vater da Mitten auf den Markt kommen ist, da hat er gesehen seine liebe Kinder zu dem Laden hinausgucken und ihr Schreien und Weinen gehört, da hat er einen Arm hoch über sich geworfen und mit lauter Stimme zu ihnen geschrien, und gesagt: mir war nie besser die Tag meines Lebens dann da ich jetzt um des Namen Jesu und des katholischen Glaubens willen bin gebunden und gefangen worden, und nach diesen Worten hat er das te Deum laudamus mit seiner großen herrlichen Stimme angefangen zu singen, mit dem Gesang hat man ihn auf des Markgrafen Schloß geführt und ihn vorgestellt, aber darnach wieder ledig gelassen. Da die alten Müttern und Schwestern das Herzenleid an ihrem Beichtvater gesehen haben, sind etliche in Ohnmacht gesunken und etliche in Krankheit, die nimmermehr sind gesund worden, bis sie gestorben und habens müssen mit der Haut bezahlen. Da man den Pater Prior hat also gefänglich angriffen, sind zu derselben Zeit 44 Schwestern an der Zahl gewesen und sind 5 vor Leid gestorben, also daß nicht mehr als 39 in Kirchberg sind kommen. Gott tröste ihre Seelen in Ewigkeit.

Diese erbärmliche Geschichte habe ich Schwester Elisabetha von Kaltenthal, aus meiner lieben Mutter Mund, die solches mit ihren Augen selbst gesehen, mit Namen Anna Juliana Kircherin Priorin und Apolonia Lienhardtin Supriorin, und von denen zweien Müttern hab ich

den heil. Orden empfangen und hat mir der wohl ehrwürdige Herr und Vater Petrus Dosflerius, der dazumal Provincial war an St. Johannes des Täufers Tag, da man hat 1586 den heiligen Orden angelegt, der mein getreuer lieber Vater war und mir viel väterliche Treue bewiesen. Gott geb ihm in Ewigkeit zu nießen.

Damit man auch weißt, was unsere lieben Frauen und Schwestern im Orden haben gelitten und ausgestanden, hab ich dieses aus großer Liebe, von meinen lieben Müttern und meinem herzlieben Vater Provincial zur Gedächtniß geschrieben. Gott tröste seine liebe Seele in Ewigkeit. Er ist hier ein frommer gerechter Mann gewesen, ein geborner Niederländer; wann er nicht im Himmel ist, werden viele Leut nicht darin kommen. Gott wolle, daß ich meinen lieben Vater mit Frieden im Himmel sehe, damit wir nicht mehr dürfen scheiden. Amen.

2.

Von der Glaubenstreue einer gar frommen Frau.

Im Leben des heiligen Ansgar wird erzählt.

Unter den Bekehrten war eine sehr brave Frau, welche keine Tücke der Gottlosen vom geraden Wege des Glaubens abbringen konnte. Denn gar oft riethen sie ihr, wenn sie in irgend eine Noth kam, sie möchte doch mit ihnen den Götzen opfern, allein sie blieb unerschütterlich und räumte nie die feste Burg ihres Glaubens,

sondern sie erklärte es für eine Thorheit, taube und stumme Bilder um Hilfe zu bitten, sie wandte sich mit Abscheu weg von dem Gedanken, daß sie den Götzen, denen sie bei der Taufe abgesagt hatte, sich wieder zuwenden und das Wort, das sie Christo gegeben, brechen sollte. „Denn,“ sagte sie, „wenn es unrecht ist, Menschen zu belügen, wie viel mehr Gott? und wenn es recht ist, daß unter Menschen Wort gehalten werde, um wie viel mehr ziemt es dem, der dem Herrn Treue gelobt hat, in keinem Falle von demselben abzufallen oder die Eitelkeit mit der Wahrheit zu vertauschen? Mein Herr Jesus Christus,“ sagte sie, „ist allmächtig, Er wird mir, wenn ich in der Treue zu Ihm verharre, Gesundheit und alle Güter, deren ich bedarf, wenn es sein Wille ist, verleihen.“ Diese fromme Frau (sie hieß Frideburg) brachte wegen ihres tugendhaften Lebens und ihrer Festigkeit im Glauben, hohen Lobes werth, ihr Leben bis zum späten Greisenalter. Und als sie nun glaubte, ihr Todestag nahe, so ließ sie, da nach dem Fortgange des Herrn Gauzbert sich dort kein Priester befand, sie aber vor Sehnsucht nach dem heiligen Sacramente, welches, wie ihr gelehrt war, die Wegzehrung sterbender Christen ist, brannte, etwas Wein kaufen und es in einem besonderen Gefäße bewahren, und gab ihrer gleichfalls gläubigen Tochter den Auftrag, sie möchte ihr, wenn einst ihr letztes Stündchen käme, von eben diesem Weine in Ermanglung des wirklichen heiligen Sacramentes etwas in den Mund einflößen, um so ihren

Ausgang der Gnade Gottes zu empfehlen. Dieser Wein nun wurde etwa drei Jahre lang bei ihr bewahrt; da ereignete es sich, daß der Priester Ardgar nach Birca kam. Als dieser sich dort befand, übte die Frau, so lange ihre Kräfte es erlaubten, die Pflichten der Frömmigkeit, und ließ sich voll Eifers die Gnadengabe der heiligen Messe und segenbringenden geistlichen Zuspruch unabläßig reichen. Mit der Zeit aber begannen ihre Kräfte abzunehmen und sie erkrankte. Da ließ sie, wegen ihres Endes besorgt, den Priester zu sich rufen und entwanderte, nachdem sie aus dessen Hände die letzte Wegzehrung bekommen, glückselig zum Herrn. Da sie aber stets mildthätig gewesen und auch an Gütern dieser Welt reich war, so hat sie ihrer Tochter, welche Catla hieß, anbefohlen, nach ihrem Tode ihr ganzes Vermögen unter die Armen zu vertheilen. „Und," sagte sie, „weil hier weniger Arme zu finden sind, so verkaufe nach meinem Tode bei der ersten Gelegenheit Alles, was du hier nicht schon angebracht und vertheilt hast, und nimm das Geld und gehe damit nach Dorstadt. Dort gibt es sehr viele Kirchen und Priester und Geistliche und eine Menge Dürftiger; wenn du dahin kommst, so suche treue Christen auf und lasse dich von ihnen ordentlich anweisen, wie du das Geld vertheilen kannst und dann gib zum Heile meiner Seele Alles hin." Nach dem Hinscheiden der Mutter erfüllte die Tochter voll Eifers das Gebot der Mutter, machte sich dann auf den Weg und kam nach Dorstadt. Hier suchte sie fromme Frauen auf, und

diese besuchten mit ihr die heiligen Stätten und Stiftungen und gaben ihr an, wie viel sie einer jeden schenken könnte. Als sie nun eines Tages diesem Geschäfte oblagen und die Hälfte des Geldes bereits vertheilt war, sprach Catla zu ihren Gefährtinnen: „Wir sind jetzt müde, es ist besser, wir lassen uns etwas Wein holen, um uns zu erfrischen und dann unser Werk zu Ende zu bringen.“ Sie gab also vier Pfennige her und sie vollendeten darauf mit erneuerten Kräften ihr Geschäft. Als Catla das ausgerichtet hatte, kam sie wieder nach ihrer Herberge zurück, und legte den leeren Beutel, in dem das Geld gewesen war, irgendwo hin; als sie aber zufällig wieder an denselben Ort kam, fand sie den Beutel durch Gottes gnadenreiche Güte wieder eben so voll, wie vorher. Ueber dieses Wunder erstaunt, rief sie die frommen Frauen, welche vorher bei ihr gewesen waren, herbei und zeigte ihnen, was sich ereignet hatte. In ihrer Gegenwart zählte sie nach, was darin war und fand gerade dieselbe Summe, die sie hergebracht hatte, bis auf die vier Pfennige. Auf Anrathen der Frauen begab sie sich nun zu den angesehensten dortigen Priestern, und theilte ihnen dies mit. Diese priesen Gott ob seiner so großen Güte und Gnade, und erklärten ihr, der Herr habe ihr das Geld wegen ihrer gehabten Mühe und wegen des guten Willens, den sie gezeigt habe, wieder geschenkt. „Weil du,“ sagten sie, „deiner Mutter gehorcht, dein ihr gegebenes Wort treu gehalten und mit solcher Anstrengung einen so weiten Weg zurückge-

legt hast, um das Almosen deiner Mutter redlich zu vertheilen, so hat dir der Herr, der alles Gute vergilt, um dich zu belohnen und für deinen Lebenswandel zu sorgen, dieses Geld geschenkt. Denn Er ist allmächtig, Er hat genug für Alle, Er bedarf Niemands. Er wird auch Alles, was in seinem Namen von Denen, die an Ihn glauben, zum Besten der Armen und seiner Diener gespendet wird, im Himmelreiche den Gebern in Fülle wieder erstatten. Damit du aber glaubest und nicht zweifelst, daß dies so ist und wegen deines dem Herrn gezollten Tributes nicht Reue empfinden sollst, so hat Gott dich dieses Wunders zur Bestätigung deines Glaubens gewürdigt, dies ist auch, glaube sicherlich, ein Zeichen, daß deine Mutter selig und beim Herrn ist. Aber auch du mußt durch das Wunder dich getrieben fühlen, das Deine ohne Zagen Christo darzubringen, gewiß, daß es dir vom Herrn im Himmel in vollem Maaße wieder erstattet wird, das Geld ist dir also von Gott geschenkt; du kannst es ganz nach deinem Belieben ausgeben wie du willst. Denn was du zu deinem eigenen Gebrauche davon genommen hast, hat der Herr dir nicht wieder gegeben, weil er nur dasjenige dir nach seiner Güte verleihen wollte, was ihm zu Liebe unter die Armen vertheilt war."

3.

In Kärnthen hatte man früher, wenn ein neuer Landesfürst die Regierung antrat, folgenden Brauch. Unweit der Stadt St. Veit in anmuthigem Thale ragte aus unvordenklicher Zeit ein mächtiger Stein aus dem Boden hervor. Auf diesen stieg ein Bauer, in dessen Familie dieses Recht erblich war; zur Linken vom Steine stand eine Stute, zur Rechten ein schwarzer Ochse, beides unansehnliche Thiere, in Haufen ringsum schaarte sich die Bauerschaft. Von der Ferne nahte der Fürst, von den Großen umgeben. Die Fahne und die Abzeichen der Fürstenwürde trug man vor ihm her, der Graf von Görz, der als Pfalzgraf schaltete, schritt von zwölf kleineren Fahnen umgeben dabei vor dem Fürsten. Das Geleite war prächtig geschmückt, nur der Fürst kam als ein Bauer, in bäuerlichem Kleid, mit solchem Hut und Schuhen, einen Hirtenstab in der Hand. Wenn seiner der Bauer auf dem Steine ansichtig wurde, rief er ihm in der slavischen Mundart zu: „Wer ist Derjenige, der so vornehm daher kommt?" „Es ist der Fürst des Landes," antworten die Umstehenden. „Ist er ein gerechter Richter?" fragt der Bauer, „der das Wohl des Vaterlandes sucht? von freiem Herkommen, der Ehre würdig? Ist er ein Schirm und Vertheidiger des christlichen Glaubens?" „Er ist es und wird es sein," antworten die Umstehenden. „Mit welchem Rechte," fragt nun der Bauer, „will er mich von diesem Sitze entfernen?" Darauf sagt der Graf von Görz,

„mit sechzig Denaren kauft er dir den Ort ab und diese Thiere, der Ochs und die Stute, sollen dir gehören. Auch die Kleider des Fürsten sollst du haben, und dein Haus wird frei sein, von jeglicher Abgabe entbunden." Der Bauer gibt nun dem Fürsten einen leichten Schlag und heißt ihn ein guter Richter sein. Dann hebt er sich mit den Thieren von dannen.

Der Fürst besteigt den Stein und schwingt nach allen Seiten hin sein entblößtes Schwert und verspricht dem Volke gerechtes Gericht.

Man bringt ihm in einem Bauernhute frisches Wasser zu trinken, (wie wenn man ihm sagen wollte, daß er den Wein verschmähen solle).

Dann geht es in die Kirche, wo der Fürst die bäuerlichen Kleider ablegt und seiner Würde gemäß geschmückt wird. Nachher zieht er mit den Edlen wieder auf das Feld und hält Gericht und vergabt die Lehen.

Noch Karl und Ferdinand der Zweite sind so auf dem Steine in das Regiment eingetreten. Nur hat man dabei die bäuerlichen Bräuche weggelassen.

4.

In Württemberg wird's wenige Leute geben, die nicht gern und freudig in den Ruf einstimmten: „Allhie gut Württemberg in allewege."

Vor Zeiten aber war es nicht so.

Von den Landestheilen, die durch Napoleon an das Herzogthum Württemberg kamen und mit diesem fortan

das Königreich bilden sollten, war es nur das Hohenlohensche, das ehemals deutschordensche Gebiet, das die Waffen ergriff und sich zur Wehre setzen wollte. Die andern knurrten unwillig im Zügel, der ihnen angelegt worden war.

Da kam nach Oberschwaben einsmals ein Mann mit einem miserablen Fuhrwerk. Das Rößlein vermochte kaum das Stehen.

„Woher Landsmann?“ fragte ihn ein Bauer und ließ dabei die Hand über die silbernen Westenknöpfe, aus Viertelskronen (Käsperlein) gemacht, gleiten, daß es einen hellen Klang gab.

„Vom Unterland,“ sagte der Fremde.

„Oho! aus Altwürttemberg?“

In der Nachbarschaft gingen die Fenster auf und guckten neugierige Köpfe heraus.

„Ja wohl, aus Altwürttemberg,“ war die Antwort. Die ganze Bauerschaft lachte.

Ein altes Weiblein rang die Hände und rief in Einem fort: „Herrjerum! Herrjerum!“

„Wartet nur,“ sagte der Fremde, „wenn ihr einmal so lang Württembergisch seid, wie ich, dann wollen wir sehen, ob ihr auch nur ein so miserables Fuhrwerk mehr habt. Verlaßt euch drauf.“

Er peitschte auf sein Rößlein, dieses zog an, und Mann und Roß trollten sich zum Dorfe hinaus.

„O Herrjerum,“ sagte die alte Frau noch, „o Herrjerum, daß wir Württembergisch geworden sind!“

„Trags in Geduld, liebes Weib,“ sagte ihr Mann, der, ein blinder Greis, vor dem Hause saß in der warmen Abendsonne. „Unser Herrgott hat auch viel gelitten für uns.“

„Mag er gelitten haben, was er will,“ entgegnete die alte Frau, „aber Württembergisch hat er doch nicht werden müssen.

5.

In Schwaben kennt Jedermann das Kloster Ochsenhausen. Jetzt sind freilich die verjagten Klosterherren alle gestorben, mehr als fünfzig Jahre sind vorüber, seit sie den herrlichen Klosterbau und die prachtvolle Kirche verlassen mußten. Ihr Abt war dereinst ein Fürst des Reiches gewesen. Unter der Zahl dieser Aebte waren Viele, die hervorragten in deutschen Landen an Weisheit und Wissenschaft in zeitlichen und geistlichen Dingen.

Woher dieses Kloster seinen sonderbaren Namen erhalten?

Das soll jetzt erzählt werden.

Auf dem Hügel, der das Kloster und die Kirche trägt, stand in uralter Zeit, im zehnten Jahrhundert ein Frauenklösterchen, und dieses hieß Hohenhusen.

Nun fielen die wilden Hunnen ins Land. Zwischen den Jahren 905 und 955 kam das mehrmals vor. Wenn sie lange schon abgezogen waren, konnte man noch die Spuren ihrer Streifzüge sehen: niedergetretene Felder,

verbrannte Dörfer, entweihte Gotteshäuser und das Blut erschlagener Leichen.

Vor diesen Hunnen flüchtete sich die Klostergemeinde. Bevor aber die geängstigten Frauen abzogen, verbargen sie die kostbarsten Heiligthümer und Kirchengeräthe in eine Kiste und vergruben diese auf dem Felde.

Nun ging eine lange Zeit vorüber und man gedachte des Frauenklosters nicht mehr.

Ungefähr um's Jahr 1099 war es, daß ein Bauer den Acker pflügte, in dem der Kirchenschatz eingesargt war. Dumpf hallte auf einmal der Tritt eines der vor den Pflug gespannten Ochsen. Das war ein sonderbarer Ton, auf einem Ackerfelde noch nie erhört. Der Bauer wird aufmerksam, er hebt die Erde weg und stößt auf die Kiste.

Grundherr des Ackers war der Ritter Hatto von Wolfartsschwendi. Dieser hob den Schatz. Aber sowohl er als seine drei Söhne Hawin von Hochberg, Konrad zu Burghalden und Adalbert zu Thannheim waren der Meinung, daß die Heiligthümer Gott und der Kirche gehören und es sollte an dem Platze, wo der Tritt des Ochsen sie verrathen, ein Gotteshaus und Kloster gebaut werden.

Von Salzburg war der heilige Erzbischof Thiemo gerade vertrieben und bei Hatto. Dieser frug ihn um seinen Rath. Er lautete dahin, daß er und seine Söhne Recht hatten mit der Absicht, ein Gotteshaus und Kloster zu gründen.

Der gleichen Meinung war der Bischof Gebhard der Dritte von Constanz.

Aus dem Kloster St. Blasien im Schwarzwalde wurden die Benedictiner-Mönche geholt. Bei dem Haupteingange der Kirche wurde das Wahrzeichen angebracht, ein Ochs mit aufgehobenem Fuße in Stein gehauen.

Ihm entsprechend wurde das neue Stift Ochsenhausen geheißen.

Inhalt.

Katholische Trösteinsamkeit.

Gegründet von Johannes Laicus (J. W. Wolf), fortgesetzt von J. Holzwarth.

Erstes Bändchen: Aus der Kindheit. Erinnerungen v. J. Laicus. 3te Aufl. 12. geh. 36 kr. — 10 Sgr.

Zweites Bändchen: Schatzkästlein für Arme im Geiste. Von Johannes Laicus. Erste Abtheilung. 2te Aufl. 12. geh. 40 kr. — 12 Sgr.

Drittes Bändchen: Bilder aus dem Bauernleben. (Inhalt: die Alpenhütte auf dem Seiges. Von J. Schöpf. — Aus der Spinnstube. Von J. L. — Das Buttermännchen. Von J. Schöpf. — Der Ziehknabe. Von demselben. — Die Müllerin. Von Ignaz Zingerle.) 12. geh. 45 kr. — 12½ Sgr.

Viertes Bändchen: Heilige Lieder aus alten Tagen. 12. geh. 27 kr. — 7½ Sgr.

Fünftes Bändchen: Schildereien aus altfränk. Häusern, beschrieben v. J. Clericus. 12. geh. 30 kr. — 9 Sgr.

Sechstes Bändchen: Aus dem Leben zweier Priester. 12. geh. 36 kr. — 10 Sgr.

Siebentes Bändchen: Passionsbilder. 12. geh. 48 kr. — 14 Sgr.

Achtes Bändchen: Der Judenknabe. — Schildereien aus dem Pfarrerleben von J. Clericus. 12. geh. 36 kr. — 10 Sgr.

Neuntes Bändchen: Aus der heiligen Weihnachtszeit von Moriz Kerker. — Dreimal Weihnachten. Eine Erzählung. 12. geh. 45 kr. — 12½ Sgr.

Zehntes Bändchen: Aus dem beschaulichen Leben und zur Förderung desselben. 12. geh. 54 kr. — 15 Sgr.

Eilftes Bändchen: Perlen im Sande. Charakterbilder vom Niederrhein aus der Volksschicht. Aus dem Leben ein Spiegel für's Leben von J. H. Clericus. 12. geh. 45 kr. — 12½ Sgr.

Zwölftes Bändchen: Eine Dorf-, eine Kloster- und eine Rittergeschichte. 12. geh. 54 kr. — 15 Sgr.

Dreizehntes und vierzehntes Bändchen: Anna Elise Seton, die erste barmherzige Schwester in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Theile. 12. geh. 1 fl. 45 kr. — 1 Rthlr.

Fünfzehntes Bändchen: Geistliches und Weltliches aus der Vergangenheit und Gegenwart. 12. geh. 48 kr. — 14 Sgr.

Sechszehntes Bändchen: Zwei Erzählungen. 12. geh. 45 kr. — 12½ Sgr.

Siebenzehntes Bändchen: Unter dem Kreuz. Geschichtliche Erinnerungen von Dr. K. Pelargus. 12. geh. 45 kr. — 12½ Sgr.

Die einzelnen Bändchen werden auch besonders abgegeben.

